Am Ausgange des Dorfes befanden sich einige elende Baracken: die sogenannten „herrschaftlichen" Arbeiterwohnungen. Der Wind blies durch ihre zerklüfteten Mauern, die Scheiben ihrer kleinen Fensterchen waren zerbrochen oder erblindet, die Löcher in ihren halb abgedeckten Dächern gemahnten an aufgerissene, hungrige Mäuler. Den Vordergrund des Jammerbildes bildete eine Pfütze, in der eine zahlreiche Kinderschaar mit einem Vergnügen herumpatschte, das gewisser Geschöpfe würdig gewesen wäre, die mit mehr Beinen und mit weniger Gottähnlichkeit ausgestattet wurden, als das menschliche Geschlecht.

„Unsere Arbeiterwohnungen!" rief Paul entrüstet — „durfte auch hier nichts hergestellt werden? ... Es war schon der Wunsch meiner verstorbenen Frau, daß sie niedergerissen und an ihrer Stelle neue, geräumigere errichtet würden."

Der Verwalter lächelte: „Hauptsächlich aus Moralitätsgründen. Die Frau Gräfin nahmen Anstoß daran, mehrere Personen unterschiedlichen Geschlechtes in nicht unterschiedlichen Lokalitäten unterbringen zu lassen. Die hochgeborne Frau vergaßen, daß derlei hier überall vorkommt. Wir haben Wohnungsnoth in Sonnberg. Die Leute sind es gewöhnt, und warum sollte es der Arbeiter besser haben als der Bauer? Es würde schlechtes Blut machen, zu befürchten geben ... Auch kann Niemand der Gutsverwaltung zumuthen, sich zur Tugendwächterin der Bevölkerung aufzuwerfen, und haben die Leute ihren eigenen Standpunkt — wie der Herr Graf dereinst selbst der hochseligen Frau Gräfin zu bedenken zu geben geruhten."

So war's. Mehr aus Widerspruchsgeist als aus Ueberzeugung hatte Paul damals die Forderung abgewiesen, die seine Frau an ihn gestellt, eindringlich im Namen der Menschlichkeit. Einen Augenblick war er nahe daran gewesen, einzuwilligen, denn im Stillen gab er ihr recht. Aber war er der Mann, der gemahnt zu werden brauchte an die Erfüllung einer Pflicht? — Würde er sie als solche anerkennen, ihr wäre längst Genüge geschehen. Demnach hatte Paul ein rasches Ende gemacht, erklärt, er wolle nichts mehr hören von der Sache und über die Subjektivität der Weiber gespottet, die immer sich, immer nur sich in die Lage der Andern versetzen können und unfähig sind, irgend ein Verhältniß anders als persönlich zu beurtheilen.

„Mitleid ist Schwäche!" hatte er ausgerufen, plötzlich aber innegehalten, weil ihm ein Zweifel an der Unbestreitbarkeit dieses Satzes aufgestiegen war, weil ihm beim Anblick des Schmerzes, den sein Starrsinn verursachte, eine Regung überkommen hatte, derjenigen beinahe ähnlich, die er soeben verdammt ...

Die junge Frau jedoch, wie hatte sie in seiner Seele zu lesen gewußt! Das leise, kaum eingestandene Gefühl, das zu ihren Gunsten sprach, wie war es sogleich von ihr errathen, wie dankbar sein Erwachen begrüßt worden! Wie hatte sie mit neubelebter Hoffnung auf den Sieg ihrer guten Sache die Arme um den Hals ihres Mannes geschlungen, den Kopf an seine Brust gedrückt, voll zärtlicher Begeisterung zu ihm emporgesehen und ihm zugeflüstert: „O du Schwächling!"

Ja, ja, sie war anmuthig gewesen und hold. — — —

Paul fuhr auf aus seinem Sinnen. „Nehmen Sie an," sprach er zu seinem Begleiter, „daß ich heute anders denke als zu jener Zeit, daß ich einsehe — kurz, suchen Sie die Pläne zu den Arbeitshäusern hervor, die meine Frau damals zeichnen ließ. Der Bau soll sogleich in Angriff genommen werden."

Der Beamte steckte mit Würde die Hand in seine Weste. Herr Graf scheinen einen

Systemwechsel vorzunehmen, zu beabsichtigen. Vielleicht intensive Wirthschaft, was hier nicht geht! ... Wovon Herr Graf sich selbst genugsam überzeugten und was ich mehrmals die Gnade hatte zu bemerken, dereinst bei unvergeßlichen Gelegenheiten, in denen mir das Unglück widerfuhr, mir das Mißfallen der hochseligen Frau Gräfin zuzuziehen, zu müssen."

Ein hämischer Zug verunstaltete seine feisten Lippen, so oft er von der Verstorbenen sprach.

Dieser hoffärtige Mensch hat sie gehaßt und grollt ihr noch nach dem Tode. Er verzeiht ihr's nie, daß sie so manchen Kampf gegen ihn siegreich geführt. Siegreich, denn sie war stark, muthig und verständig, dachte Paul und entließ den Herrn Verwalter mit einigen trockenen Worten.

Der Graf und die Gräfin erwarteten ihren Sohn zum Frühstück im Saale, beide, nach altem Brauche, sorgfältig gekleidet vom frühen Morgen an. Sie im grünen, glatten Seidenkleide, das nur wenig über die Knöchel reichte und die ausgeschnittenen, kreuzweise gebundenen Schuhe sehen ließ. Die lichten Locken, zu beiden Seiten der Stirn aufgesteckt, das feine Gesicht mit den milden Augen, von einer weißen Haube umgeben, die ganze Gestalt wie aus einem Rahmen eines edlen aber verblaßten Bildes getreten, das vor dreißig Jahren gemalt worden war. Ihr Mann, der sie einst um Kopfeslänge überragte, sah jetzt nicht größer aus als sie. Seine breite Brust war eingesunken, seine Schultern hatten sich gewölbt. Aber schön geblieben waren die herrlichen Züge des Gesichtes. Den kahlen Scheitel des wie aus Erz geformten Hauptes umgab ein Kranz von schneeigen Haaren und wie weiße Seide schimmerte der Bart, der auf die Brust des Greises niederwallte.

Der Graf stand am Fenster auf seinen Stock gelehnt und sprach:

„Er ist schon draußen, schon seit sechs Uhr, sieht sich um, wird Befehle geben; Einrichtungen treffen, alles nach der neuen Art, alles anders als zu unserer Zeit, und tausend Mal besser. Ja, der versteht's! Der Vogel wird sich freuen, daß er einmal wieder etwas lernen kann."

Die Gräfin meinte, dies sei ohne Zweifel der Fall und könne nicht schaden; es gäbe so manches zu thun in Sonnberg und gewiß, ein gewöhnlicher Mensch fände hier ein überreiches Feld für seine Thätigkeit, aber für Paul ist das alles zu kleinlich, zu gering, der bescheidene Beruf eines Landwirths der füllt einen solchen Mann nicht aus. „Wie lange er wohl bei uns bleibt?" schloß sie ihre Betrachtungen.

„Danach darf man ihn nicht fragen!" rief der Greis. „Du weißt, das kann er nicht leiden. Nur keinen Zwang, nur keine Liebestyrannei!"

Paul war während dieser letzten Worte eingetreten und man setzte sich an den Frühstückstisch. Er freute sich im Stillen über das frischere Aussehen der beiden alten Leute. Die Nachtruhe, die ihnen der Gedanke gar süß gemacht, daß ihr Sohn einmal wieder unter demselben Dache mit ihnen schlafe, hatte sie unsäglich erquickt.

„Bist Du zufrieden mit unserer Wirthschaft?" fragte der Graf. Vogel hält strenge Ordnung, ein braver Mann, das muß man ihm lassen ... auch fehlt uns nichts als — baares Geld. Das Erträgniß, sagt Vogel, das Erträgniß! — ja, leider. Es wird ihm oft schwer, die großen Regiekosten zu bestreiten."

„Die Regiekosten?" dachte Paul, „o lieber Vogel! o lieber — Schurke! du hast

dich sonderbar ausgewachsen. Meine Abwesenheit bekommt dir schlecht." — Er antwortete ausweichend, vorläufig könne er noch keine Meinung abgeben, in einigen Tagen aber, nächste Woche vielleicht . . .

„Nächste — Woche?!" wiederholten seine beiden Eltern zugleich. So lange bleibt er? o Glück! sie dachten nicht mehr ein solches zu erleben. Die Mutter vergaß in ihrer Freude einen Augenblick die stets geübte Zurückhaltung, die sich jede Aeußerung der Zärtlichkeit versagte. Sie glitt schmeichelnd mit den Fingern über den auf dem Tische ruhenden Arm ihres Sohnes. Es lag in dieser schüchternen Berührung so viel unterdrückte Liebe, ein so unaussprechlicher Dank, daß Paul innig sprach: „Gute Mutter!" ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte. Die Gräfin warf einen Blick voll seliger Ueberraschung auf ihren Gatten, dessen Angesicht dieselbe Empfindung aussprach. Sie schienen sich zu fragen: Was ist das? — was ist geschehen? ist er's denn noch?

„Je länger Du bleibst, um so besser für uns," sagte der Graf. „Du bist immer willkommen, lieber Sohn."

Den alten Leuten war seltsam zu Muthe — ungefähr wie frommen, verzückten Betern, zu denen der steinerne Heilige, vor dem sie knieen, sich plötzlich niederbeugen und Worte des Segens über ihre Häupter sprechen würde.

Die Unterhaltung gerieth ins Stocken, das Frühstück war beendet; Paul ging auf sein Zimmer, mit der Absicht — an Thekla zu schreiben.

Nur eine Spanne Zeit trennte ihn von dem Augenblicke, in dem er Abschied von ihr genommen, es hatte sich darin so gut wie nichts begeben, nicht ein Ereigniß, das der Mühe lohnte, erzählt zu werden, und doch, ihm schien sie so lang und inhaltsreich, diese kurze stille Zeit, er meinte fast in ihr mehr erlebt zu haben als in seinem ganzen übrigen Dasein. Womit soll er seinen Brief beginnen, den ersten, den er an Thekla schreibt?: „Meine Gedanken haben Sie nicht verlassen . . ." — „Ihr schönes theures Bild steht immerfort . . ." — „Ich habe meine Eltern wohlauf gefunden . . ." Was kümmern sie seine Eltern? Diese schlichten Leute werden ihr immer fremd bleiben, und sie auch ihnen.

Aber das Kind, dessen Mutter sie werden und das sie lieben lernen soll, von dem will er ihr sprechen. Nur muß man kennen, was man beschreiben will, und er hat die Kleine noch kaum gesehen, wie absichtlich schafft man sie ihm aus dem Wege, erwähnt ihrer nicht, gedenkt es ihm wohl noch, daß er dereinst zu behaupten pflegte, kleine Kinder seien ihm ein Gräuel. Das war damals nur halb und ist jetzt gar nicht mehr wahr, Eltern jedoch glauben nichts schwerer als daß mit ihren Kindern eine Veränderung vorgehen könne. Paul erhob sich um zu schellen, und in diesem Augenblicke wurde nach leisem Pochen die Thür geöffnet und sein Töchterchen trat ein. Es klammerte sich dabei mit einer Hand an den Rock seiner Wärterin, in der anderen trug es einen Veilchenstrauß. Einen solchen, ganz so gebunden, legte Marie dereinst täglich auf seinen Schreibtisch: dort hatte er ihn soeben halb unbewußt vermißt.

„Das bringen wir dem Papa," sprach die Wärterin. Sie beugte sich zu der Kleinen nieder und suchte sich von ihr loszumachen. „Es ist ein guter Papa, geh zu ihm, mein Engel, geh!"

Es entstand ein langer, in flüsterndem Tone geführter Wortwechsel zwischen Mariechen und ihrer Pflegerin, dem Paul damit ein Ende machte, daß er der letzteren befahl, sich zu entfernen.

„Und das Kind?"

„Das bleibt bei mir.“

„Ganz allein? Es ist so scheu — Sie sind ihm so fremd —“

Unwillig wiederholte Paul seinen Befehl, die Frau erlaubte sich keine Einwendung mehr, sie ging bestürzt von dannen und ihr Zögling, noch viel erschrockener als sie, hatte nicht einmal den Muth, sich nach ihr umzuwenden.

Wie eine kleine Bildsäule blieb Mariechen regungslos an ihrem Platze, senkte das traurige Gesichtchen, und man sah ihr Herz angstvoll unter dem weißen Kleide pochen.

„Armes, verkümmertes Pflänzchen!“ dachte Paul. „Wachsest auf zwischen einem geschlossenen und einem schon geöffneten Grabe ... Du brauchtest eine andere Atmosphäre!“

Eine Regung mitleidiger Liebe schlich sich in seine Seele, er sah die Furcht, mit der sie unter den gesenkten Lidern hervor jede seiner Bewegungen beobachtete, und wagte nicht sich ihr zu nähern. Sie voll Angst vor ihm, er voll Bangen vor ihrer Angst — so standen Vater und Tochter einander zum ersten Male gegenüber.

Endlich kniete er nieder und sprach mit gedämpfter Stimme: „Mariechen komm zu mir!“

Das Kind rührte sich nicht, aber die Nerven um seinen Mund begannen zu zittern, ein schwerer Seufzer hob seine Brust und es brach in unaufhaltsames Weinen aus. Paul ging an seinen Schreibtisch zurück. „Sie mag sich ausweinen! hat ohne Ursache angefangen, wird ohne Ursache aufhören!“

Aber die Ausdauer eines schluchzenden Kindes ist ein länger Ding als eines Mannes Geduld. Er wollte die seine nicht verlieren, er hielt sich die Ohren zu, versuchte seine Aufmerksamkeit auf zwei Goldamseln zu lenken, die im Grün der Linde vor seinen Fenstern wie Lichtstrahlen von Ast zu Ast huschten, bemeisterte sich lange, zuletzt aber wandte er sich doch um, sprang auf und herrschte dem Kinde zu: „Schweige!“

Es gehorchte augenblicklich; hielt inne mitten im Schluchzen und sah aus großen, in Thränen schwimmenden Augen erschrocken und flehend zu seinem Vater empor. Und dieser Blick traf ihn wie ein Stoß in das Herz. So hatte die Mutter des Kindes ihn angesehen damals, als sie zum ersten und letzten Male: Nein zu ihm gesagt, an jenem Tage der unwiderruflich über ihr Leben entschied ... Da war die Erinnerung wieder, deren er sich mit dem Aufgebote seiner ganzen Willenskraft nicht zu erwehren vermochte, die ihn wie mit einem Zauberbanne umwob, seitdem er den heimischen Boden betreten hatte.

Kann das Weib, das im Leben hilflos zu seinen Füßen lag, ihn nach dem Tode besiegen? Fleht sie aus dem Jenseits zu ihm? sieht ihn mit unvergeßlichem Blicke aus dem Auge ihres Kindes an — ihres kleinen Abbildes ... nein kein Abbild — sie selbst, in jedem Zuge des Gesichtes — in jeder Bewegung, Sie, so ganz und gar sie selbst, als gäbe es eine rückwärts schreitende Zeit, ein umgekehrtes Leben, das wieder zur Kindheit führt! ......

Im Innersten erschüttert hob Paul das Kind in seinen Armen empor und drückte es an sich. Allein der Ausbruch seiner Zärtlichkeit erweckte Entsetzen, und dieses seinen Grimm. „Fürchte Dich nicht!“ rief er in thörichtem Zorne: „Fürchte Dich nicht!“ während er sie tödtlich erschreckte. Alle Glieder des zarten Körperchens begannen zu zittern, die Augen wurden starr und in großer Bestürzung setzte Paul das Kind auf den Boden hin. Da blieb es still, mit herabhängenden Armen, das Köpfchen tief gebeugt —

auf das allerschlimmste gefaßt, recht wie ein junges Vöglein im verlassenen Neste, über dem ein Gewitter schwebt ... Schon hat der Blitz gezuckt — wann trifft sein Strahl?

O du allmächtige Hilflosigkeit! du wehrlose, vor der alle Kraft des Starken sich auflöst in einen Strom des Erbarmens!

„Sprich", flüsterte Paul „sprich nur ein Wort — oder weine, Kindchen! weine — ich bitte Dich ..."

Sie bleibt still, stumm, leblos ... Athmet sie denn? In namenloser Spannung hält er seinen Athem an um dem ihren besser zu lauschen — — da läßt sich im Nebenzimmer das Trippeln kleiner emsiger Tritte vernehmen, das Gebimmel einer winzigen Schelle ... Mariechen horcht plötzlich auf, an der Thür wird ein Kratzen laut, gebieterisch Einlaß heischend — und das Kind erhebt den Kopf, ein schwaches Roth tritt auf seine Wangen, es schlägt freudig die Händchen zusammen und — „Gipsi!" ruft es aufjauchzend.

Paul öffnete die Thür und an ihm vorbei schoß ein zottiges Hündchen und sprang mit lautem Gebelle auf das kleine Mädchen zu. Es umhüpfte sie, leckte ihr die Hände und das Gesicht, sprang wieder davon, streckte die Vorderbeine von sich so weit es konnte, bog das Kreuz ein, bellte, sah sie an und keuchte mit herabhängender Zunge.

Und sie — wie sie es lockte! wie sie es rief mit liebkosenden Namen, wie sie es mit ihren beiden Aermchen umschlang, seinen Kopf an ihre Brust drückte und wiegte mit ernsthafter Zärtlichkeit.

Ja, dem kann sie schön thun! der steht in ihrer Gunst... Man könnte ihn beneiden... Paul lächelte über seine kindischen Gedanken — es ist weit mit ihm gekommen: er ist eifersüchtig auf einen Hund.

Unmuthig schellte er der Wärterin und befahl ihr die Kleine hinweg zu führen. Er wandte sich ab als es geschah, was brauchte er zu sehen wie gern sie von ihm ging?

Einmal wohl fällt uns die Liebe vom Himmel, einmal — und nicht wieder. Hast die Gottesgabe nicht zu schätzen gewußt — jetzt heißt es um sie werben, um sie dienen ... Der Veilchenstrauß war auf den Boden gefallen, Paul hob ihn auf und legte ihn neben sich auf den Schreibtisch. Er begann einen neuen Brief an Thekla, aber es stand in den Sternen geschrieben, daß auch dieser nicht beendet werden sollte. Von der Straße herüber drang ein sonderbares Geräusch. Als ob zehntausend Wespen schnarrten, als ob zehntausend Hornissen brummten und dazwischen ein Dudelsack pfiffe war es anzuhören. Ein Geräusch, in seiner Art nicht minder berühmt als die Luftmusik auf Ceylon, nur besser erklärt von Gelehrten und selbst von Ungelehrten, denn sobald es sich vernehmen ließ, wußte Jedermann auf eine Viertelmeile in der Runde: der Freiherr von Kamnitzky fährt über Land! und was da rasselt, quiekt und stöhnt, es ist seine historische Kalesche. Ein edles Vehikel, ein ehrwürdiges Denkmal aus der Vergangenheit. Wann es erbaut wurde — „die jetzigen Kinder denkens nicht!"

Es glich in Form und Farbe der Hälfte eines Tyroler Apfels, und war mit dunkelbraunem Tuche, — das aber aus neuer Zeit stammte, denn es zählte keine fünfundzwanzig Jahre — gefüttert. Es schwebte in wolkennaher Höhe auf Schneckenfeldern, ein mächtiger Radschuh hing an schwerer Kette unter dem Kasten. Vorgespannt waren ein Paar dicke, kurzhalsige Schimmel mit Beinen wie Säulen; ansehnliche Gäule, die,

nach dem Zeugniß ihres Herrn, „einmal ins Kugeln gekommen, einige Meilen auf oder ab, nicht weiter regardirten.“

Der Freiherr von Kamnitzky hatte immer einen Spaß auf den Lippen und ein paar Silbergulden in der Tasche, war deshalb sehr beliebt bei der Dienerschaft in Schloß Sonnberg, die sich um die Ehre riß den Schlag seiner Kalesche zu öffnen und das aus mehreren Stufen bestehende Trittbrett herunter zu schlagen. Kamnitzky war eben im Begriffe diese fliegende Treppe zu betreten, als Paul aus dem Schlosse geeilt kam um ihn zu begrüßen.

„Was der Teufel!“ rief der Freiherr und blieb wie versteinert stehen.

Paul half ihm herab: „Ich werde Dich doch nicht umsonst nach Wien reisen lassen“, sagte er.

„Umsonst nach Wien? mich? — sei so gut und sag' das Deinen Eltern — umsonst... O das ist wieder — o freilich ... verzeih', aber so albern reden doch nur gescheidte Leute“, rief Kamnitzky voll Entrüstung und versäumte auch diese Gelegenheit nicht, den „gescheidten Leuten“ eins anzuhängen.

Er fragte einen Diener, nicht Paul, mit dem sprach er vorläufig kein Wort mehr — wo der Herr Graf sich befinde und wünschte angemeldet zu werden. Eine Höflichkeit, die er nie außer Acht setzte, ebensowenig als der Graf jemals versäumte ihm darüber Vorwürfe zu machen. Aber es geht eben nichts über eine gute, altgewohnte Art das Gespräch anzuknüpfen, und so wurde denn auch heute, wie immer, der Gastfreund mit den Worten empfangen: „Sich anmelden lassen? Alter Mensch, was fällt Dir ein?“

Bei Tische war Kamnitzky lustig bis zur Ausgelassenheit, aß und trank ansehnlich, machte die schlechtesten Witze ohne ein einziges Mal darüber zu erröthen. Seine gute Laune und sein guter Appetit erweckten das innigste Wohlgefallen der alten Leute. In Bestürzung jedoch geriethen sie, als er nach dem Speisen begann über die Regierung zu schimpfen; sie besorgten sehr, Paul könne das übel nehmen.

„Er meint nicht Dich“, sagte der Greis beruhigend zu seinem Sohne.

„Bitt' um Verzeihung! Wohl mein' ich ihn und sein ganzes, ihm nachbetendes Gelichter“, rief der erregte Freiherr.

Er stellte sich mit dem Rücken an den kalten Kamin, versenkte beide Hände in die Hosentaschen und setzte seinen Oberkörper in regelmäßige Schwingungen. Die Schöße seines Rockes, die er unter den Armen hielt, bewegten sich dabei wie zwei schwarze Ruder in der Luft. Er hatte den Kopf zurückgeworfen und eine lange Virginia zwischen die Zähne geklemmt die, wie gewöhnlich, nicht ins Glühen kommen wollte. Sein kühnes Gesicht drückte die höchste Kampflust aus.

„Euch alle mein' ich, politische Doktoren, Verjüngerer, Verbesserer des Staates, Baumeister ... ja saubere Baumeister! ... Flicken einen Riß in der Mauer, repariren am Dache und merken nicht, — oder thun als ob sie nicht merkten — daß die Fundamente wanken ... Wißt Ihr, wie das Fundament heißt, auf dem ganz allein ein festes Staatsgebäude sich errichten läßt: Rechtsgefühl. An dem fehlts bei uns ... Gesetze macht Ihr? Zeitvergeuder? Gesetze haben wir genug, aber die Leute, die sie befolgen, die sollen noch geboren werden. — Was Gesetze! sagen wir. Gesetze kommen vom Staat, der unser Feind ist, der den Einzelnen auffrißt, wie Ugolino seine Kinder auffraß — um ihnen den Vater zu erhalten, — habe ich einmal gelesen ... Vortheil, dauernden für den Wohlhabenden, augenblicklichen für den armen Teufel, auf den gehen wir

aus. Wies dem Nächsten, dem Allgemeinen thut, das — hols der Teufel! — was kümmerts uns?"

Er hielt inne, dunkelroth und keuchend, und fuhr sogleich wieder heftig fort: „Bevor dieses Kampf ums „Dasein" Evangelium ausgerottet ist, heißt all' Eure Thätigkeit salva venia nichts! ... Aber freilich — wer steigt gern vom First in den Keller — und daß der First von selbst zum Keller kommt, dazu hats ja für Euch noch keine Gefahr... Wäre auch eine verfluchte Arbeit da unten. Gethan müsse sie werden, und verschüttet, und wieder gethan, und wieder verschüttet; und hundertmal das scheinbar Vergebliche zu thun, müssen ein paar hundert Männer den Heldenmuth haben, die Heldenkraft! ... Ein stilles Wirken — unscheinbar, unbewundert. Ein Leben voll Müh' und Selbstverleugnung ginge d'rauf, und wenns zu Ende wäre spräche Keiner: Seht hin was der geleistet hat! — Viel später erst, ein Enkel Deiner Enkel freute sich vielleicht: — sieh da, die Luft wird rein — das Volk wird brav; es gibt Handwerker, die Wort halten, ehrliche Krämer, einsichtige Bauern. Wer hat die Saat zu diesen bescheidenen Tugenden ausgesäet unter uns: ... Das haben — von langer Hand her — schlichte Männer gethan, die sich geplagt haben, redlich im Dunkel der Niedrigkeit, wohin kein Strahl des Ruhmes dringt; ihre Namen weiß man nicht ... Wen reizt ein solcher Lohn?! Es ist zum Lachen — der lockt keinen Hund vom Ofen, geschweige denn einen glänzenden Redner von der beifallumrauschten Bühne herunter!"

Die alten Leute horchten verblüfft und hielten die Augen auf ihren Sohn gerichtet. — Er läßt den kindischen Menschen reden — dachten sie, plötzlich wird er antworten und ihn schlagen, mit einem Wort. Aber Paul schwieg und sagte endlich nur: „Man könnte Dir zwar manches einwenden, allein im Ganzen hast Du so Unrecht nicht."

Seine Eltern sahen einander lächelnd an: — O dieser Paul! — welche Güte, welche Nachsicht, mit dem armen streitsüchtigen Thoren, der aus seinem Mausloch die Welt reformiren will.

Kamnitzky jedoch wurde nun völlig wild.

„So Unrecht nicht?" rief er. — „Wahrhaftig? ... Da meint man immer: Wenn man nur einmal einen von ihnen erwischen könnte und zur Rechenschaft ziehen, gleich hieße es: Das alles wissen wir besser als Du! wollen helfen, werdens schon ... Wir kennen unser Ziel — den Weg dahin, den zu wählen überlasse uns — davon verstehst Du nichts. Das wär' ein Wort, das sich hören ließe! aber: Du hast recht ... Schämt Euch ... das ist ein schöner Trost!"

„Geh — geh," sagte Paul, zog ein Feuerzeug aus der Tasche und hielt ihm ein brennendes Zündhölzchen hin, an dem Kamnitzky mit unsäglicher Mühe seine Cigarre wieder für einige Augenblicke zum Glimmen brachte.

„Na", sprach er nach einer Weile, „nichts für ungut." Er wurde plötzlich sehr roth und sehr gerührt, reichte Paul die Hand und betheuerte, daß sie „deswegen doch" die Alten bleiben würden. Bald darauf nahm er Abschied und Paul mußte ihn ein Stück Weges in seinem Wagen begleiten. Hier fühlte der Freiherr sich als Wirth und entfaltete eine hinreißende Liebenswürdigkeit. Nachdem sie sich getrennt hatten, erhob sich Kamnitzky in seiner historischen Kalesche und winkte seinem Freunde so lange er ihn noch sehen konnte, mit seinem bunten großen Taschentuche die freundlichsten Grüße zu.

Zurückkehrend durch die hallenden Gänge kam Paul an den Gemächern vorüber, die seine Frau bewohnt hatte. Er blieb stehen, legte die Hand auf die Thürklinke, sie gab seinem Drucke nach, — ein kurzes Zögern, ein kurzer Kampf mit sich selbst und er setzte den Fuß auf die Schwelle, die er nicht mehr betreten hatte seitdem der Tod sie überschritten. — So vergessen sind diese Räume, daß man nicht einmal daran denkt sie abzuschließen; der Zerstörung anheimgefallen, den unablässigen ruhelosen Kampf der Natur gegen jedes Werk der Menschenhand. Paul war auf einen traurigen Anblick gefaßt, aber er hatte geirrt. In den stillen Gemächern zeigte sich nicht eine Spur des Unbewohntseins. Sie lagen freundlich da, von den Strahlen der untergehenden Sonne durchwärmt. Der Abendhauch schwebte durch die geöffneten Fenster über die reich gefüllten Blumenkörbe, durchwürzte die Luft mit zarten Düften, bewegte die durchsichtigen Vorhänge. Spiegelblank glänzten die Dielen, Teppiche waren allenthalben ausgebreitet, jede Kleinigkeit befand sich an ihrem gewohnten Platze; alles war so sorgsam geordnet, so liebevoll gepflegt, als wenn auch hier täglich, stündlich eine Wiederkehr erwartet würde.

Langsamen und leisen Schrittes ging Paul durch das Vorzimmer, den Salon und betrat das Schlafgemach.

Bei seinem Erscheinen erhoben zwei Personen sich rasch von dem Kanapee in der Tiefe des Zimmers, und Entschuldigungen flüsternd glitten sie hinaus wie Schatten.

Seine Eltern! . . .

Sie feiern hier ihre Feste der Erinnerung, finden einen Wiederschein entschwundenen Glückes in der Betrachtung von Gegenständen, die der Verstorbenen gedient, ihren theuersten Besitz ausgemacht haben. Sie lebt ihnen in dieser Umgebung, lebt in ihrem liebsten Gedanken, in dem Gedanken an ihn, von dem hier alles Zeugniß gibt. Er war der Gott dieses stillen Heiligthums, aus dem die Priesterin geschieden ist. Wohin er blickt, tritt ihm sein Bild entgegen — als rosiges Kind, als Knabe mit Peitsche und Ball, als Jüngling im Studentenrocke, mit leuchtenden Augen und kühn zurückgeworfenen Haar, als Mann, in der Ruhe der Kraft, im Vollbewußtsein ungemessenen Selbstvertrauens . . . Das war er als Bräutigam, und ein verwelkter Myrtenkranz hängt an dem Rahmen des Bildes.

Das alterthümliche Glaskästchen in der Ecke enthält Erinnerungen an ihn, Geschenke von ihm. Sie hat alles mit gleicher Sorgfalt bewahrt. Die Wiesenblume, auf einem Spaziergange gepflückt und das Diamantenkreuz, das er ihr am Hochzeitstage gab, hatten für sie denselben Werth.

Ja, über dieses Herz hat er geherrscht . . . da war er Gebieter — Schicksal . . . Ein ungütiger Gebieter, ein hartes Schicksal!

Der hohe Schrank am Pfeiler war geöffnet; ihre Bücher standen darin. Eine kleine, aber auserlesene Schaar. Mit stolzen Geistern hatte sie verkehrt, die bescheidene Frau. Paul schlug einen oder den andern Band auf; ein Wort an den Rand geschrieben, eine flüchtige Bemerkung, an und für sich nichts, aber bedeutungsvoll durch die Stelle, an welcher sie stand, bewies, daß ein sehendes Auge auf diesen Blättern geruht. Dieses junge Weib, fast noch ein Kind, ganz allein auf sich selbst angewiesen, hatte sich mit muthigem, wahrheitsuchendem Verstand, an ernste Lebensfragen herangewagt, hatte den errathenden Blick besessen, der sich ohne Zögern, mit rascher Sicherheit auf das Wesen der Dinge richtet. Ihr Geist, den Paul so hoffärtig übersah, war ein dem seinen eben-

bürtiger gewesen. Wie herrlich hätte diese reiche Seele sich entfaltet im Sonnenschein der Güte, im milden Hauche des Verständnisses ...

Zu spät — zu spät erkannt!

„Ich war allein in Deinen Armen, ich starb vor Sehnsucht an Deiner Brust" — tönten die Stimmen der Stille; das Leblose beseelte sich um es ihm zuzurufen in den verlassenen Räumen, in denen der Athem ihrer Liebe ihn umwehte.

O daß sie lebte! eine Stunde nur, nur einen Augenblick! so lange nur, daß er ihr sagen könnte: „Ich weiß jetzt was Du littest — ich erfuhr es auch!"

Aber es ist Vorbei, sie ruht in einem Frieden, den nichts mehr stört, nicht einmal ein Gedanke der Liebe, der sie einst beseligt hätte, nicht einmal ein Schrei flammender Reue — nicht einmal das Schmerzenswort, das Erlösungswort:

„Verzeih!"

Paul warf sich in den Lehnsessel vor dem Schreibtische und stützte den Kopf in seine Hand. Da blitzte ein leuchtender Punkt ihm entgegen, ein letzter Sonnenstrahl fiel herein und streifte den vergoldeten Schlüssel, der an der Schreibtischlade stak. Langsam zog er sie heraus. Der feine Staub, der gleichmäßig vertheilt auf allen Gegenständen lag, die sie enthielt, bewies, daß sie lange nicht geöffnet worden war — lange nicht. Vielleicht nicht mehr seitdem die Verstorbene den Brief hinein gelegt, der ihm zuerst in die Augen fiel: sein letzter, eiliger Abschiedsgruß. „Ich kann nicht mehr kommen, wir marschiren morgen," hieß es darin. Das Papier war zerknittert, einzelne Buchstaben waren verwischt ... Wie viele Küsse mußten darauf gebrannt haben, wie viele Thränen darauf gefallen sein! — Die Hand zitterte, mit der Paul den Brief bei Seite legte und mechanisch eine Mappe öffnend, in derselben zu blättern begann. Zwischen anderen Papieren fand er ein zur Hälfte beschriebenes Blatt. — Mariens wohlbekannten Schriftzüge, das Datum, drei Tage vor ihrem Tode, die Aufschrift: „Lieber Paul!"

„Du hast fort müssen ohne Abschied. Ich dachte wohl, daß es so kommen würde, und das hat mich neulich feige gemacht. Jetzt bin ich stark und muthig, wie Du es warst, und leicht sein konntest, weil Du dachtest, ich seh' sie Alle in wenig Tagen wieder."

Nein — er hatte es nicht gedacht, er hatte sie betrogen. Er war mit dem Entschlusse gegangen, vor der langen Trennung nicht wieder zu kehren, er wollte sich nur den Aerger und die Pein eines thränenreichen Abschieds ersparen.

Sie kämpfte heldenmüthig mit sich selbst, aber daß sie kämpfen mußte, schon das verdroß ihn. Unwillig wandte er sich ab, mit harter Stimme wiederholend: „Weine nicht!"

Ach, sie gehorchte ja. Sie blickte ihm mit starren, trockenen Augen nach, kein Laut des Schmerzes drang aus ihren festgeschlossenen Lippen. Nur die Arme streckte sie unwillkürlich nach ihm aus, beugte sich vor, wie unwiderstehlich angezogen, inbrünstig flehte ihre stumme Geberde: „O komm zurück!"

Er hatte sich an der Thür flüchtig umgesehen und flüchtig hatte ihr Anblick ihn gerührt ... fast wäre er umgekehrt, hätte ihr einen Abschiedskuß gegönnt, fast wäre er schwach geworden. Aber er unterdrückte die unmännliche Regung, er blieb stark, er ging — der Unglückselige! ...

Er las weiter.

„Eine große Ruhe ist über mich gekommen, eine göttliche Zuversicht. O wüßtest

Du, wie gut ich weiß: Du wirst mich lieben! Um des Kindes willen, mein Paul, daß ich Dir bei Deiner Rückkehr in die Arme legen werde. Dieser seligmachende Glaube hilft mir über die Trennung hinweg, erfüllt mich mit freudiger Stärke. Du mein Alles, mein Herr, mein Freund, ich erlebe die Stunde, in welcher Dein erwachtes Herz mir entgegen schlägt, Deine ganze Seele mir zuruft: Komm!"

„So komme denn!" rief Paul mit einem wilden Schrei. Er sprang auf, er streckte in wahnsinniger Sehnsucht die Arme aus. Beschwörend, unmögliches erflehend, erhob er sie zum Himmel und ließ sie dann plötzlich sinken mit einer Geberde der Verzweiflung. Da ergriff es ihn, schrecklich, hoffnungslos — eine Erkenntniß, nie wieder auszurotten, eine Reue, nie zu stillen, ein unentrinnbarer Schmerz: Du hast Unschätzbares besessen und nicht zu würdigen gewußt. Er erbebte am ganzen Leibe, er preßte die Hände an seine schwerathmende Brust . . .

Draußen in den Bäumen begann es leise zu rauschen und sich zu bewegen, eine frische Luftwelle strich durch das Gemach. Vom Garten herauf ertönte das fröhliche Lachen des Kindes. Paul raffte sich zusammen, ging festen Schrittes auf das Lager zu und schlug die Vorhänge auseinander — — —

. . . Seine Eltern erwarteten ihn in banger Sorge. Eine Stunde war, zwei Stunden waren vergangen. „Neun Uhr," sagte der Vater. Die Gräfin legte ihre Arbeit weg, ergriff sie wieder, rang angstvoll die Hände auf ihrem Schooße.

„Wo bleibt er?" nahm der Greis wieder das Wort — „noch immer bei ihr?"

Die Gräfin erhob sich und verließ schweigend das Zimmer.

Sie kam nach einigen Augenblicken mit verstörter Miene zurück.

„Was ist geschehen?" fragte ihr Mann, der ihr ganz außer Fassung entgegen kam.

„O Karl! er liegt auf den Knieen vor ihrem Bette und weint."

Am folgenden Tag schrieb Paul an Gräfin Marianne einen warmen Brief; er erging sich darin nicht in Selbstanklagen, er sprach nicht von einem heißersehnten Glück, das er der Pflicht zum Opfer bringen müsse. Einfach und lebendig schilderte er den Eindruck, den die Heimkehr ins Vaterhaus auf ihn hervorgebracht und gestand, daß er Thekla nicht zumuthen könne, das Leben zu theilen, welches er von nun an zu führen entschlossen sei.

Die Antwort blieb aus. Acht Tage später jedoch stellte Fürst Klemens sich in Sonnberg ein. „Sie versteht Dich, sie, die Alles versteht, nur nicht — mich zu lieben," sprach er zu Paul. „Und Thekla, nun wir wissen ja — Statue! Gleichgiltig übrigens ist es ihr nicht. Ich aber, so leid mir's thut, ich meine: Besser spät als zu spät."

Sein Aufenthalt war von kurzer Dauer. Gräfin Neumark hatte sich bereits nach Wildungen begeben und er brannte vor Ungeduld, ihr dahin zu folgen, wozu ihm zum ersten Mal die Erlaubniß ertheilt worden.

„Ich nehme Alfred mit," sagte er . . . „Weißt Du, daß meine Absicht ist, dem Burschen jetzt schon das Majorat abzutreten? — Warum soll ich ihn warten lassen auf meinen Tod? Und dann — eine Gräfin Neumark möchte ich Fürstin Eberstein werden sehen. Die Mutter will nichts davon wissen, vielleicht daß die Tochter . . . Darüber indessen ist jetzt nicht an der Zeit . . . Und Du wirst ja hören —"

Der Fürst empfahl sich bei den alten Leuten, die ganz entzückt waren von seiner Liebenswürdigkeit, und küßte die kleine Marie, die sich's gefallen ließ, denn das scheue Vögelchen war in den letzten Tagen fast zutraulich geworden.

Am Ausgange des Parks, wohin der Wagen bestellt worden war, nahmen die Freunde Abschied. Als die Equipage in die Biegung der Straße einlenkte, wandte Klemens den Kopf zurück, um Paul noch einmal zu grüßen; aber dieser war bereits umgekehrt und ging seinem Töchterchen entgegen, das mit offenen Armen auf ihn zugelaufen kam.

Briefe von Zeitgenossen an H. C. Andersen.

Aus Andersen's Nachlaß mitgetheilt

von Emil J. Jonas.

Andersen hatte die Gewohnheit, Alles, was in irgend einer Weise ein Interesse zu haben schien, nicht nur die zahlreichen, wichtigen und unwichtigen Briefe, ausführlichen Episteln und kleine Billetts, die an ihn gerichtet waren, aufzubewahren, sondern auch alle anderen geschriebenen und gedruckten Zeichen seines Lebenslaufs, Notizen aus Zeitungen, Theaterzettel und ähnliche Dinge. Er begann damit bereits in seiner Jugend und setzte die Sammlungen während seines ganzen Lebens fort. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich hin und wieder damit, diese bunten, ungeordneten Haufen, welche viele Kisten füllten, zu ordnen; allein so lange er wohl war, nahmen ihn seine neuen Dichtungen, welche seine Seele erfüllten, und die er gar viele Male durcharbeitete, bevor sie ihn befriedigten, zu sehr in Anspruch. Später war er von seiner schmerzlichen Krankheit zu tief niedergedrückt, um nun noch die Aufgabe lösen zu können, und wenn er in der That zuweilen daran dachte, dann vertiefte er sich in die Erinnerungen, welche beim Lesen der Papiere mit einer merkwürdigen Frische und Fülle in ihm wieder auflebten. Kurze Zeit vor seinem Tode aber machte Andersen ein Testament, worin er den Wunsch aussprach, daß alle ihn betreffenden Manuskripte benutzt und alle Briefe von Interesse veröffentlicht werden möchten, aber es fehlt hier an jeder Anleitung, wie diesem Wunsche zu willfahren sei. In Folge dessen blieb nichts weiter übrig, als aus der große Fülle das Interessanteste auszuwählen. Ich beginne mit diesen Mittheilungen in den „Neuen Monatsheften", die durch die Veröffentlichung der Briefe von Charles Dickens an Andersen gleichsam die ersten Testamentsvollstrecker des Dichters geworden sind.

Vom König Maximilian II. von Bayern.

Hohenschwangau, den 15. August 1853.

Herr Dr. Andersen! Das von Ihnen verfaßte und Mir kürzlich übersendete Buch „Historien" habe Ich in die schöne Alpennatur dahier, sogar auf den Gemsstand genommen und darin gelesen. Es hat Mir viele Freude gemacht, und Ich spreche Ihnen für die Mir bewiesene Aufmerksamkeit Meinen freundlichen Dank aus, der Ich mit wohlwollenden Gesinnungen bin

Ihr wohlgeneigter

Max.

Von demselben.

Vorder=Riß, 8. November 1859.

Herrn H. Christ. Andersen!

An einem sehr schönen Abend jüngst am Wallersee spazieren gehend, habe Ich Mich an Ihre prächtigen Märchen und Dichtungen erinnert und den Entschluß gefaßt, die Bedenken, welche bisher erhoben worden, weil Sie nicht ein Deutscher von Geburt, zu beseitigen und Mir das wahrhafte Vergnügen zu machen, Ihnen Meinen Maximilians=Orden zu verleihen, da Sie so sehr im deutschen Sinne gedichtet und Ihre Märchen in Deutschland so populär sind. Noch im Mondlicht habe Ich Mir den Entschluß in die Schreibtafel notirt. Wollen Sie die Verleihung dieses Ordens als ein Zeichen betrachten, wie sehr Ich Sie schätze und mit welchem Vergnügen Ich Mich an Mein Zusammensein mit Ihnen zurückerinnere, der Ich mit wohlwollenden Gesinnungen bin

Ihr wohlgeneigter

Max.

Von Castelli.

Wien, den 7. August 1838.

Mein sehr werther Freund!

Ich benutze die Gelegenheit, da Busch nach seinem Vaterlande zurückkehrt, um Ihnen meinen innigen Dank für Ihr mir übersandtes neuestes Werk „Ein Geiger" darzubringen. Es thut mir herzlich wohl zu sehen, daß Sie sich meiner noch manchmal erinnern. Auch mir schwebt Ihre Gestalt noch oft vor, und das Märchen vom Stiefmütterchen fällt mir immer ein, wenn ich ein solches Blümchen in meinem Garten blühen sehe.

Der Geiger ist eigentlich nur eine Zusammenstellung aus Fragmenten aus Ihrem eigenen Leben. Er hat mich lebhaft interessirt, so wie Ihre beigefügte kurze Biographie. Aus dem armen Dänenknaben ist ein tüchtiger Mann geworden. Glück auf, lieber Freund! Nur unverzagt vorwärts; das Ziel will nicht erschlichen, nicht erkauft, nicht erbettelt, es will erobert, durch Kämpfe siegreich erobert sein; Sie sind der Mann dazu, und Ihre Werke haben sich auch schon in Deutschland Bahn gebrochen. Erst vor wenigen Tagen hat mir Grillparzer gesagt, daß ihm Ihr vorletzter Roman sehr wohl gefallen habe; er äußerte den Wunsch, auch Ihren Geiger zu lesen, den ich ihm jetzt geliehen habe.

Sie haben darin, unter einigen etwas mysteriösen Beigaben, auch meiner freundlich gedacht, wofür ich Ihnen ebenfalls dankbar bin. Wenn Sie einmal wieder einige Gedichte oder vielleicht eine kleine Novelle von einigen Bogen haben, so senden Sie mir selbe für meinen Almanach: „Huldigung der Frauen"; Sie würden mich und meine Leser dadurch sehr verbinden.

Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund, mit dem Herzen, das in dem meinigen gleichen Klang gefunden hat. Mögen Ihnen Poesie und Leben gleich leicht werden und Sie manchmal gedenken

Ihres wahren und warmen Freundes

Castelli.

Mein Gärtchen grüßt Sie.

Von Klaus Groth.

Kiel, den 16. April 1860.

Lieber Freund,

so darf ich Sie nennen; denn wie hätten Sie mich sonst empfangen können, so wie Sie es gethan? Ihr „Lebensabenteuer" habe ich schon halb durchgelesen; es hat mich sehr gefesselt. Unwillkürlich verglich ich Sie, Jung Stilling und Justinus Kerner. Ueber Ihren Knabenjahren liegt ein Zauber, den vielleicht nur eine Dichternatur ganz nachempfinden kann; ich habe mit Ihnen hinter den kattunenen Bettgardinen gelegen und dem Gespräch der Eltern gelauscht, mit Ihnen hinter dem Stachelbusch unter Mutters Schürze gehockt, in der Odenser=Au den heiligen Singsang mitgesungen und auf den chinesischen Prinzen, der sich durchgrübe, gehofft. Haben Sie Dank auch für diese geistige Gabe. Mich interessirt aber noch eine ganz andere Seite an Ihrem Buche: es konnte nur entstehen in einem Volke, das wie eine große Familie zusammensteht. Sie haben dem Umstande all Ihre gesellschaftlichen Leiden zuzuschreiben, von denen Sie so lange gelitten, jetzt aber auch eine Innigkeit des Verstandenseins, wie kein deutscher Schriftsteller es je erreichen kann. Weggewünscht hätte ich doch gern ein paar Zeilen auf S. 15. Doch ich wollte vor allen Dingen Ihnen keine Kritik Ihres schönen Buches schreiben, sondern Ihnen noch einmal Dank sagen für den Sonnenblick, den Sie auf eine für mich nicht angenehme Reise geworfen haben. Ich habe meiner Doris Ihren Strauß gegeben; sie wird ihn einmal mit einem frischen einlösen in Kiel „auf der Klinke" (da wohnen wir). Meinen Quickborn mit Paraphrase erlaube ich mir Ihnen zuzusenden, weil diese Ausgabe für Fremde im Plattdeutschen so bequem und doch wenig bekannt ist. Vielleicht interessirt es Sie auch, meine kleine Schrift über meine Muttersprache zu lesen. Ich hätte beide Bücher gern sowohl Raaslöff als Fenger in die Hand gespielt: man kann aber doch nicht gleich mit seinen Büchern kommen, wenn man mit seiner Person vielleicht schon Mühe gemacht hat . . . .

Wenn Sie aber, wie ich meine, aus Ihren Augen gelesen zu haben, Vertrauen zu meiner Natur gefaßt haben, dann, lieber Freund, versäumen Sie nicht, gerade jetzt hie und da ein Wort über mich fallen zu lassen; ich habe mir fast ganz allein meinen Weg hauen müssen, und Sie selbst wissen, daß das Herz erlahmt und die Arme ermüden, wenn man dabei sein 40stes Jahr erreicht hat.

Leid thut es mir, daß ich Sie mit der Uebersetzung einiger Quickbornlieder von Lange belästigt habe, es geschah so ohne Bedacht; allein Sie packen dieselben ja leicht in einen Bogen und schreiben meine Adresse darauf.

Und nun, Gott mit Ihnen auf Ihrer schönen Reise.

Von Herzen Ihr

Klaus Groth.

Brief von Robert Schumann.

Leipzig, 1. Oktober 1842.

Mein verehrter Herr.

Was müssen Sie von mir denken, daß ich Ihnen auf Ihre liebenswürdigen Zeilen, die mich so sehr erfreuten, so lange die Antwort schuldig geblieben bin. Aber — ich wollte nicht mit ganz leeren Händen vor Ihnen erscheinen, obwohl ich recht gut weiß, daß ich Ihnen eigentlich nur etwas zurückgebe, das ich erst von Ihnen empfangen. Nehmen Sie denn meine Musik zu Ihrem Gedichte freundlich auf. Sie wird Ihnen vielleicht im ersten Augenblicke sonderbar vorkommen. Ging es mir doch selbst erst mit Ihren Gedichten so! Wie ich mich aber mehr hineinlebte, nahm auch meine Musik

einen immer fremdartigeren Charakter an. Also, an Ihnen liegt die Schuld allein. Andersen'sche Gedichte muß man anders componiren, als „blühe liebes Veilchen“ rc.

Im „Spielmann“, fürchte ich, findet sich ein Versehen, zu dem die Chamisso'sche, nicht ganz auf Ihre Verse passende Uebersetzung Anlaß gab. Ich habe die Stelle auf S. 16 angezeichnet. Einem dänischen Musiker, vielleicht Herrn Hartmann, würde es ein Leichtes sein die Sache in Ordnung zu bringen. Vielleicht bitten Sie Herrn Hartmann darum, und ich lasse die Correctur noch nachtragen.

Meine Frau hat mir so viel von Ihnen erzählt, und ich habe mir Alles so haarklein berichten lassen, daß ich glaube, ich erkenne Sie, wenn ich Ihnen von ungefähr einmal begegne. Waren Sie mir doch schon aus Ihren Dichtungen bekannt, aus dem Improvisator, aus Ihren Mondscheinsgeschichten und aus Ihrem köstlichen Geiger, den köstlichsten, den ich in der neueren deutschen Literatur gefunden. Habe ich nun auch eine vollständige Uebersetzung Ihrer kleineren Gedichte. Da findet sich gewiß noch manche Perle für den Musiker.

Erhalte Sie der Himmel noch lange Ihren Freunden und Verehrern, und erlauben Sie, daß ich mich diesen beizählen darf.

Ihr ergebenster

Robert Schumann.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen freundlich.

Von demselben.

Leipzig, 25. Juli 1844.

Mein theurer Herr!

Ihre „Glücksblume“ verfolgt mich; es konnte eine schöne Zauberoper werden; ich wollte alle meine Kraft daran setzen. Könnten Sie mir wohl das Sujet in einem kurzen Umriß noch einmal mittheilen, und würden Sie und der dänische Componist erlauben, daß ich mir den Stoff von einem deutschen Dichter bearbeiten ließe? Kann ich nicht eine Antwort von Ihnen noch von Berlin aus haben?

Reisen Sie glücklich und denken Sie meiner und meiner Frau zuweilen.

Ihr der aufrichtig verehrende

Robert Schumann.

Von demselben.

Dresden, 14. April 1845.

Durch Gade sende ich Ihnen diesen Gruß; könnte ich doch selbst mit ihm nach dem Norden; aber die Scholle hält mich noch. In der Zeit, wo wir uns nicht sahen, mein werther Freund, ist es mir schlimm gegangen; ein schreckliches nervöses Leiden wollte nicht von mir weichen, und noch bin ich nicht ganz genesen. Mit dem nahenden Frühling fühle ich indeß etwas Stärkung und hoffe noch mehr von ihm.

Arbeiten konnte und durfte ich fast gar nicht; aber gedacht hab' ich viel, auch an unsere Glücksblume. Sie antworteten mir so freundlich von Berlin aus, versprachen mir die Skizze mitzutheilen — darf ich Sie daran erinnern? ist es vielleicht schon gedruckt erschienen? Nun, wie geht es Ihnen sonst? Haben Sie neue Märchen, neue Gedichte? Winkt Spanien noch aus der Ferne? Können wir hoffen, Sie bald wieder in Deutschland zu begrüßen? Ein Zusammentreffen, wie das an dem Abend, wo Sie bei uns

waren, — Dichter, Sängerin, Spielerin und Componist zusammen — wird es bald wiederkommen? Kennen Sie das „Schifflein“ von Uhland:

— wann treffen wir
am fernen Ort uns wieder?

Jener Abend wird mir unvergeßlich sein.

Meine Frau grüßt Sie vielmals; sie hat mir wieder ein Mädchen gebracht, vor 5 Wochen, unser drittes nun. Den Sommer bleiben wir im schönen Dresden.

Gade hat eine neue Ouvertüre geschrieben, ein ganz geniales Stück. Die Dänen können stolz sein auf diesen prächtigen Musiker. Auch Helsted ist sehr talentvoll.

Darf ich auf eine Antwort von Ihnen hoffen, auch auf die Glücksblume? Schreiben Sie dann hierher nach Dresden! Könnte ich Ihnen sonst etwas thun in Deutschland, so machen Sie mich zu Ihrem Secretair; mit Freuden werd' ich's.

Ihr Sie hochverehrender

Robert Schumann.

Kennen Sie die Gedichte der Freiin von Droste-Hülshoff? Sie schienen mir höchst ausgezeichnet.

Von König Fredrik VII von Dänemark.*)

Christiansburg, den 13. Februar 1862.

Mein guter Andersen! Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen meinen Dank für die Freude zu übersenden, welche Sie mir durch die Vorlesung Ihrer reizenden Märchen vor einigen Abenden verschafft haben; und ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß ich mein Land und seinen König beglückwünsche, einen Dichter wie Sie zu besitzen.

Ihr wohlwollendster

Fredrik Rex.

Von Andersen's Mutter.**)

Odense, den 12. December 1822.

Mein lieber, guter Sohn!

Ich danke Dir recht sehr für dein liebes Schreiben vom Sonnabend — ich weiß das Datum nicht — aber es freut mich doch, daß Du Dich des Jahres erinnerst, in dem wir leben, das kann auch ein Halbblinder ohne Brille sehen! Du machst mir in Deinem Schreiben verschiedene Vorwürfe, weil Du mich nicht recht verstehen kannst, und meinst, ich klage über Manches, wo ich es nicht thun dürfte, und hierin kann ich Dir nicht so ganz Unrecht geben; denn die Menschen, welche für mich bisher die Briefe geschrieben haben, konnten mich nicht immer recht verstehen, und daher haben sie nach ihrem eigenen Gutdünken geschrieben, was ich in meiner Einfalt für vernünftig und gut hielt, und also habe ich in meiner Unwissenheit meinem guten Sohne Vorwürfe gemacht, was ich nicht hätte thun dürfen. Nein, mein Sohn, ich habe Dir nichts vorzuwerfen und mein höchster

*) Gestorben 1863.

**) Andersen's Mutter konnte nicht schreiben, sondern diktirte Anderen ihre Briefe, aus denen hervorgeht, daß sie eine sehr verständige Frau war. Die Unterschriften unter ihrer Briefen tragen daher meist den Namen Jörgensen. So hieß ihr zweiter Mann.

und bester Wunsch wird stets der sein: Gott geleite Dich auf dem Wege, den Du betreten hast, und gebe Dir Kraft, Lust, Hoffnung und Muth, um auf demselben auszuharren. Ich klage nicht meinetwegen, obgleich die Verhältnisse oftmals schwer genug zu ertragen sind; aber habe ich jemals geklagt, so war meine Meinung die, daß ich wegen meiner beschränkten Verhältnissen außer Stande war, meinem Sohne die helfende Mutterhand zu reichen, wie ich es so sehr gewünscht hätte — und siehe, deshalb habe ich Dich so oft mit Klagen geplagt, die Du jetzt Vorwürfe nennst. Doch ich will nicht weiter meine Behauptung vertheidigen, aber daß meine Wünsche stets auf Dein Glück gerichtet waren, davon kannst Du überzeugt sein. — Du bist nun also in der gelehrten Schule; Du lebst gut, und das freut hier Alle, die Dich kennen, das freut Deine Dich herzlich liebende Mutter am meisten. Es bereitet meinem früher beklemmten Herzen Freude und Trost, ja, manche Freudenthräne rinnt heimlich aus dem Mutterauge; denn wie durfte ich arme Frau jemals daran denken oder es hoffen, daß unser Allergnädigster Landesvater einen Knaben, der so zu sagen kopfüber in die große Welt hineingestürzt ist, diese große Gnade erweisen würde? Aber ich danke meinem Gott und dem Landesvater für die Gnade, welche Dir bereits zu Theil geworden ist. — Du bist nun also Anfänger; das Du fleißig sein und das Wohlwollen Deiner Vorgesetzten zu verdienen suchen wirst, daran zweifle ich nicht; aber bitten will ich Dich doch: Verirre Dich nicht in dem großen Schwall der Gelehrsamkeit, sondern gebrauche die Zeit vorsichtig, denke wohl über jedes Ding für sich nach und galoppire nicht, bevor Du gehen kannst! Das ist mein mütterlicher, wohlgemeinter Rath; und wenn Du etwas Richtiges gelernt hast, dann ist es Zeit genug, stolz davon zu sprechen, Deiner Literatur Ehre zu machen und den Geschmack der Zeitgenossen zu veredeln. Du wirst es selber fühlen, mein Sohn, wenn nicht gerade jetzt, dann doch einmal in späteren Zeiten. Was Deine Ueberwindung anbelangt hinsichtlich des Fernbleibens von einer Gesellschaft, die Dir so lieb war und wo Du Dich so gut vergnügt haben würdest, da scheint mir dieser sehr kindisch. Man hatte Dich ja ersucht, fortzubleiben, also war es keine Ueberwindung; es war wohl von Deinem Verstande unterstützt, aber befohlen. Deshalb ist es sehr gut, daß junge, unreife Menschen einen Führer erhalten, denn nicht alle Gesellschaften sind dienlich. Freilich thut es Einem weh, aber man darf nicht stets das, was man will; aber Ueberwindung nenne ich es, sich in allen vorkommenden Verhältnissen beherrschen zu können. Ueberwindungen werden Dir oft genug auf Deinem Lebenswege begegnen, mein Sohn, und mögest Du dann fest bleiben, dann werde ich Deine Ueberwindungen anerkennen. — Die Leute hier in der Stadt, welche Dich ein wenig kennen, mein Sohn, haben Dich weder getadelt noch sich über Dein Vorhaben aufgehalten, wie Du meinst. Im Gegentheil hat es sie immer gefreut, wenn sie hörten, daß es Dir wohlging. Aber Du kannst nicht erwarten, daß sie schon jetzt etwas Großes gesagt haben sollen. So etwas kommt erst mit der Zeit, und dann wird es Keiner unterlassen, daran zu erinnern, wenn er Dich irgend wie unterstützt oder für Dein Wohl gewirkt hat. Sieh, dann heißt es sich überwinden, damit man über alle Thoren lachen kann. —

Von Deinen hiesigen großen Gönnern kann ich Dich vorläufig nicht grüßen, da ich keinen von ihnen gesprochen habe. Ebenso wenig hat Herr Rittmeister Schon einen Brief für mich geschrieben, wie Du meinst. Zu diesen großen Herrn möchte ich nicht einmal gern gehen. Sie mögen sonst ganz gute Menschen sein, aber eine arme Frau, wie ich, wird, wie man wohl weiß, meistentheils mit einem gutmüthigen Lächeln u. s. w. abgefertigt. Guter Christian, lerne erst die Menschen kennen und sei auf Dein kleines Ich nicht zu stolz, denn es ist ja doch noch so wenig bedeutend; aber lerne dankbar und demüthig zu sein, dann wird es Dir in der Welt wohl ergehen. — Ich sehne mich jetzt sehr, Dich wieder zu sehen und mit Dir zu sprechen. Es ist sehr viel, was ich Dir erzählen und mit Dir besprechen möchte, und was ich hier nicht anführen kann. Das Grab Deiner Großmutter pflege ich aufs Sorgfältige, und Du wirst sehen, daß es recht nett aussieht.

Nun lebe wohl und sei recht glücklich! Wir sehen uns, so Gott will, gemäß Deinem Versprechen zu Ostern, doch hoffe ich vor dieser Zeit noch ein paar Zeilen von Dir zu

erhalten; denn es ist für mich stets eine Freude und ein großer Trost zu erfahren, daß Du gesund bist, wohl und zufrieden lebst. Du wirst vor Allen, welche Dich lieb haben, gegrüßt, aber vor Allen und am liebevollsten von Deiner aufrichtigen Mutter

Maria Jörgensen.

Von Henrik Hertz.*)

Kopenhagen, den 5. April 1845.

Lieber Herr Andersen!

Für Ihren hübschen, freundlichen Frühjahrsgruß bitte ich Sie, meinen Dank zu empfangen. Schon eine Zeit lang habe ich, von den Sonnenstrahlen verlockt, an manchem Vormittag von meinem Fenster nach dem Königsgarten hinübergesehen, ob nicht ein wenig frisches Gras emporsprießen würde oder einige Knospen sich auf den Bäumen am Stacket zeigen würden. Aber dort war nichts von alle dem zu gewahren. Erst Ihre Muse hat sich meiner erbarmt und mir die Frühjahrsblume, den Genius der Poesie, wie es scheint, für manche andere Entbehrung, die uns hier im Lande von Jahr zu Jahr reichlicher zu Theil werden, als Ersatz gebracht.

Ihre Märchen habe ich gelesen und mich besonders über die ersten vier gefreut. Das fünfte gehört wohl nicht ganz in eine Märchensammlung hinein.

Diese kleinen Erzählungen, gleichsam ihre ältesten Schwestern, besitzen fast alle eine Eigenschaft, wodurch sie sich vortheilhaft von neuen, deutschen Sammlungen unterscheiden, welche auf die kindliche Phantasie berechnet sind, nämlich eine gute Laune, eine muntere Stimmung, selbst wo wehmüthige Accorde angeschlagen werden, und eine Satire, welche sich während des gemüthlichen Vortrags sehr komisch ausnimmt und sehr unterhaltend ist. Die neueren deutschen Märchen für Kinder sind fast alle sentimental, während die älteren, z. B. die von Grimm herausgegebenen, von kräftigem, launenvollem Charakter und nicht selten satirisch sind. So schaut die Satire aus „der klugen Grethe“ und mehreren anderen besonders hervor. Auch unsere eigenen Volksmärchen von Kobolden, Unterirdischen u. s. w. haben ihren heiteren Charakter, und Ihre Märchen scheinen mir daher sich auf eine hübsche Weise sich an die ganze Reihe anzuschließen.

Ich vermag mit nichts Anderen besser zu enden, als mit dem Wunsche, daß diese gute Laune Sie auch fernerhin auf den Wanderungen in diesen phantastischen Regionen begleiten möge.

Ihr freundlich ergebener

Henrik Hertz.

Von demselben.

Kopenhagen Nörrevald, den 10. März 1850.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, recht sehr für die Zusendung Ihres Ole-Lukoie**), und werde mit Vergnügen Ihren Wunsch erfüllen, Ihnen mitzutheilen, welchen Eindruck derselbe beim Durchlesen auf mich gemacht hat; aber ich beklage es sehr, daß dieses Stück noch nicht aufgeführt worden ist. In einem solchen Schauspiel ist natürlich sehr viel auf die Maschinerie und Theaterwirkung berechnet.

---

*) Dem Dichter von „König René's Tochter“, geboren 25. April 1798 in Kopenhagen, gestorben daselbst am 26. Februar 1870. —

**) Ein Märchen in 5 Akten, das in Kopenhagen später auf dem Casino-Theater aufgeführt worden ist.

Schon vor einigen Jahren freute ich mich über ein paar Holzschnitte — ich glaube zu einem der von Gerson herausgegebenen Kinderbücher — wo Ole-Lukföie auf eine sehr sinnreiche Weise als eine eigene zu der Mythenreihe unserer Volkssagen, wie Kobolde, Zwerge und dergleichen gehörende Person dargestellt war, das war eine ganz neue Idee; ich weiß nicht, wem sie ihren Ursprung verdankt, aber es ist eine wirkliche Acquisition für die Mythologie unserer Volkssagen, ebenso willkommen für den Dichter wie für den bildenden Künstler. In Ihrem Märchen haben Sie — und sehr möglich war ich primus motor dazu — die Idee von ihm entwickelt und unter Anderem haben Sie, indem Sie ihn zum Bruder des Todes machten, diesem vortrefflichen kleinen Patron, sowie der Volksglaube und die Kinderwelt sich ihn bisher gedacht haben mag, mehr Inhalt und Tiefe gegeben. Pedersen*) hat in seinen Holzschnittzeichnungen auch gewußt, ihm eine sehr charakteristische Physiognomie zu geben. Daß Sie ihn jetzt endlich zu einer Person in einem Drama gemacht haben, ist ein glücklicher Gedanke, der noch oft benutzt werden müßte.

Die Nothwendigkeit der Anwesenheit Ole-Lukföie's in diesem Stück ist, glaube ich, irgendwo bezweifelt worden; aber es ist dennoch eine sehr luftige und lustige Persönlichkeit, welche hier gedacht werden muß, um das Springende in dem Inhalt zu motiviren. Sollte ich etwas gegen die Personen des Stückes einwenden, so müßte es „der verstorbene Pflastertreter" sein. Schon diese Benennung und seine weiße Cigarre und der weiße Stock, welche man als gestorben und jetzt wieder als auferstanden denken muß, bezeichnet ihn absolut als eine komische Person, und Niemand glaubt ihm, wenn er ernsthaft und sentimental ist. Ich wenigstens dachte die ganze Zeit hindurch, daß er einen lustigen Streich im Sinne habe.

Nehmen Sie, lieber Freund, fürlieb mit diesen wenigen, in aller Eile niedergeschriebenen Bemerkungen über Ihr Schauspiel, worin sich so viele wahren und tiefen Gefühle befinden, aber in welchem Dies und Jenes im Dialog reiner ausgearbeitet wünschenswerth gewesen wäre.

Ihr freundschaftlich ergebener

Henrik Hertz.

Von Mary Livingstone.**)

Ulva Cottage, Hamilton, Scotland, den 1. Januar 1869.

Lieber Hans Andersen!

Mir haben Ihre wunderbaren Märchen so sehr gefallen, daß ich gern reisen und Sie sehen möchte, aber da ich dies nicht thun kann, so dachte ich, ich werde an Sie schreiben; wenn Papa aus Afrika heimkommt, werde ich ihn bitten, daß er mich zu Ihnen führt. Meine beliebten Märchen in einem Buche sind: „Die Galoschen des Glücks", „die Schneekönigin" und mehrere andere. Mein Papa heißt Dr. Livingstone. Ich übersende meine Karte und Papa's Handschrift. Nun sage ich Ihnen Lebewohl und wünsche ein glückliches Neues Jahr. Ich bin Ihre aufrichtige kleine Freundin

Anna Mary Livingstone.

P. S. Ich bitte Sie, mir bald zu schreiben; meine Adresse ist auf der ersten Seite, und bitte um Ihre Karte.

---

*) Dem ersten Illustrator zu A.'s Märchen.

**) Der Tochter des berühmten Afrikareisenden.

Von derselben.

Ulva Cottage, Hamilton, Scotland, den 20. Oktober 1869.

Mein theurer Hans C. Andersen!

Es ist schon sehr lange Zeit her, seitdem ich an Sie geschrieben habe; aber ich schreibe Ihnen jetzt, und das ist sehr viel; nicht wahr. Ich war so entzückt, Ihren Brief zu erhalten, und als ich Ihre Karte bekam, blickte ich auf dieselbe und dachte mir, daß ich die Bekanntschaft eines Herrn gemacht habe, welchem ich sehr gut sein werde. Ich danke Ihnen sehr für die „Uebersetzung", denn ohne sie hätte ich Ihren Brief nicht verstehen können, und dann wäre ich nicht im Stande gewesen irgend eine Ihrer Fragen zu beantworten. Wir erhielten zweimal Nachrichten über Papa, aber keine einzige war wahr, aber am letzten Freitag kam der Vorsteher unserer Eisenbahn-Station, welcher uns kennt, mit einer Zeitung, welche Nachrichten, gute Nachrichten, enthielt und oh! wir waren so erfreut. Ich kenne Ihr Märchen „Vänöe und Glänöe"; es gefiel mir sehr, und ich hoffe, Sie werden noch einige mehr schreiben. Die erste, welche ich überhaupt gelesen habe, war „Maja" oder „der kleine Tuck." Thomas und Oswell, meine Brüder, und Agnes, meine Schwester, sind ziemlich wohl. Nur meine Mamma ist todt, und ich habe zwei Tanten, Janet und Agnes Livingstone, bei denen ich mein Heim habe, dies ist ein sehr schönes Heim. Einst hatte ich auch eine Großmutter Livingstone, aber jetzt ist sie auch todt. Wollen Sie mir freundlichst sagen, ob Sie die schwedische Sprache verstehen? Sagen Sie es mir gefälligst in Ihrem nächsten Briefe, wenn es der Fall ist. Mit meiner besten Liebe für Alles in Ihrem Heim, verbleibe ich als Ihre sehr aufrichtige kleine Freundin

Anna Mary Livingstone.

Von derselben.

Ulva Cottage, Hamilton, den 23. November 1872.

Mein theuerster H. Andersen!

Ich wollte Ihnen schon lange schreiben und einen grünen Stein für den, welchen Sie verloren haben schicken; aber ich konnte keine Zeit dazu finden. Zunächst erkrankte mein Bruder Thomas sehr gefährlich an der Lungenentzündung, gerade vor elf Wochen von heute an gerechnet, und heute ist der erste Tag, daß er im Stande war, das Krankenzimmer zu verlassen. Dann hatten wir Herrn Stanley hier. Er kam hierher, um sich einen oder zwei Tage bei dem Provoß von Hamilton, Herrn Dykes, aufzuhalten und hier Vorlesungen zuhalten. Er wurde mit dem Ehren-Bürgerrechte der Stadt Hamilton beschenkt. Meine Schwester Agnes und eine meiner Tanten und ich wurden unter lautem Beifall zu ihm auf die Tribüne geführt. Nachmittags kam er zu uns ins Haus und dann begab er sich zu einem Bankett im Stadthause. Am Abend hielt er eine sehr interessante Vorlesung. Am nächsten Tage begleiteten wir ihn, um ihm das Schloß zu zeigen, und dann reiste er ab. Ich war sehr traurig, als er fort war, ich bin ihm so gut.

Als ich in Jona war, gab mir ein Freund unserer Familie aus dem Hochlande einen ganzen Sovereign. Agnes, Thomas, Oswell und ich kauften ein schönes goldenes Brelock für Herrn Stanley, und darauf befinden sich seine Anfangsbuchstaben, und inwendig ist Papa auf der einen Seite und auf der andern seine vier Kinder, nach ihrem Papa suchend. Von dem Sovereign gab ich nun zehn Schillings zu dem Armband, und, da ich hörte, daß in Dänemark eine schreckliche Ueberschwemmung gewesen ist, gebe ich mit Freuden die anderen zehn Schillings zur Unterstützung der armen Leute. Sie werden gütigst danach sehen, daß dies in rechte Hände kommt.

Ich lerne jetzt Deutsch, und finde es sehr interessant.

Ich würde mich unendlich freuen, einen Brief von Ihnen zu erhalten, sobald Sie Zeit haben. Jetzt werde ich schließen als Ihre, theurer Hans Andersen, immer aufrichtige junge Freundin

Anna Mary Livingstone.

P. S. Ich liebe Sie so sehr, theurer, theurer Hans Andersen.

Von derselben.

Ulva Cottage, Hamilton, den 24. September 1874.

Mein theurer Hans Andersen!

Ich habe oft an Sie gedacht, seitdem ich Ihnen das letzte Mal schrieb, und wünschte auch wieder zu schreiben, konnte jedoch bisher keine Zeit dazu bekommen. Sie kennen wohl schon aus Zeitungen den großen Kummer, welcher uns in diesem Jahre heimgesucht hat. Ich erwartete Papa, damit er mich mitnähme, um Sie in Dänemark aufzusuchen. Statt aber verschiedene Orte zu besuchen, wie ich es ernstlich zusammen mit Papa beabsichtigte, war ich genöthigt, die traurige Reise nach London zu unternehmen, um ihn in der Westminster-Abtei beisetzen zu sehen. Meinen beiden Tanten waren dort und ebenso meine Brüder und meine Schwester. Wir hatten alle Kränze mit uns, weiße Blumen, um sie auf seinen Sarg zu legen. Um 1 Uhr zog die Procession in die Abtei ein, und der Sarg wurde auf einem Sammetkatafalk aufgestellt. Derselbe war mit einem schwarzen sammetnen Leichentuch, welches mit weißem Tuch eingefaßt war, bedeckt und der Deckel des Sarges war mit weißen Kränzen und Palmblättern übersäet. Während die Procession sich in Bewegung setzte, spielte die Orgel gar herrlich. Wir sangen Alle den Vers:

„O großer Gott, von dessen Hand
Dein Volk noch wird genährt
Der mitten durch des Elends Land
Hast unsren Vater einst geführt."

Dann ordnete sich die Procession nach dem Grabe. Dicht hinter dem Sarge ging der Großvater (Dr. Moffat) und meine beiden Brüder Thomas und Oswell. Dann kam meine Schwester und ich, und hinter uns meine Tanten und endlich die Freunde. Als der Sarg in der Gruft, welche ganz in Schwarz decorirt war, beigesetzt wurde, legte meine Schwester Agnes und ich unsere Kränze auf den Sarg und dann thaten meine Tanten dasselbe mit den ihrigen. Eine meiner Tanten aus dem Süden von England legte auf denselben einen Kranz von Veilchen und Primeln nieder, welche in einem Gange des Gartens, wo Papa sehr gern promenirte, gepflückt waren. Wir standen Alle rund um die Gruft, dann ertönte ein herrlicher Chorgesang, benannt: „Sein Leib wurde in Frieden bestattet!" Darauf las der Dechant die Grab-Liturgie vor und Alles war zu Ende. Die Abtei war gedrängt voll und die Kirchendiener der Abtei sagen, daß sie niemals eine solche Menge Menschen in der Westminster Abtei seit dem Tode des Prinzen-Gemahls gesehen hätten. Dann wurde ein Trauer-Gottesdienst in der Abtei für den nächsten Sonntag angekündigt.

Mein Bild, welches ich Ihnen schickte, ist ganz ebenso aufgenommen, wie ich an Papa's Gruft stand. Es wär dies mein erster Besuch in London. Papa's beide farbigen Diener waren während der letzten Woche hier, um uns zu besuchen.

Sie erzählten uns eine Menge interessanter Dinge über Papa, und Einer von ihnen, mit Namen Chumah, machte ein kleines Modell von der Grashütte, in welcher Papa gestorben ist, und zeigte uns, wo Papa's Bett in derselben gestanden hatte. Dies ist sehr interessant für uns.

Es war sehr, sehr traurig für uns, zu hören, daß Sie so krank gewesen sind, aber ich hoffe, daß es Ihnen jetzt schon besser geht. Ich würde mich so sehr freuen, wenn Sie schreiben können, einen Brief von Ihnen zu erhalten. Mein Bruder ist wieder nach Aegypten zurückgekehrt.

Ich gehe nächste Woche in eine Kostschule, welche mich mit einer neuen Erfahrung bereichern wird.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, als ich von Papa's Begräbniß sprach, daß unsere vielgeliebte Königin einen wunderschönen weißen Kranz sandte, und sie sowohl, als der Prinz von Wales hatten ihre Wagen zum Gefolge nach der Abtei geschickt.

Ich denke, Ihnen jetzt Alles erzählt zu haben, was ich weiß, und ich verbleibe mit vieler Liebe die

Sie stets aufrichtig liebende

Anna Mary Livingstone.

Goethe als Erzieher.

Von **Ludwig Habicht.**

Es ist eine alte Wahrheit, daß der echte Dichter auch immer ein Erzieher und Bildner seines Volks ist. Aber von allen Dichtern besitzt keiner eine solch' seelenbildende und erziehende Kraft als Goethe. Die andern steuern auf ein bestimmtes Ziel, sie wollen erziehen, bei Goethe gewahren wir nie diese Absicht; wir scheinen mit ihm unter Säulengängen zu wandeln, ein blauer Himmel lacht über uns, und wie im leichten Gespräch, senken sich die Blüthenkeime einer höhern Cultur in unsere Seele. Wie im neckischen Spiel bricht er die reifsten Früchte einer tiefern, geläuterten Lebensanschauung und legt sie geräuschlos vor uns hin. Wir finden keinen zweiten Dichter, zu dem wir in allen Lebenslagen — in den glücklichsten wie in den verzweifeltsten Stunden, — so ruhig und vertrauungsvoll flüchten können als zu ihm. Er jubelt mit uns, ohne sich uns aufzudrängen, er beschwichtigt unsere Schmerzen ohne lästiges Trosteswort. Und während andere Dichter uns bald eine Idealwelt aufbauen, bald zertrümmern und immer nur Eine Seite unseres Wesens berühren, ziehen Goethe's Dichtungen wie Sonnenstrahlen durch die Menschenseele und wecken ein organisches Leben. Wer sich dem Einflusse Goethe's überläßt, der ist unmerklich ein anderer geworden.

Die erziehende Kraft Goethe's macht sich nach zwei Seiten hin geltend: durch seine Werke und durch das Beispiel seines eigenen Lebens.

Er hat mit der Sicherheit und dem rastlosen Schaffenstriebe eines großen Künstlers sein Leben zu einem vollendeten Kunstwerk gestaltet und damit den Weg gezeigt, wie jeder Mensch sich eine innere Welt aufbauen kann, die unser unvergänglichstes Glück ausmachen muß, weil sie unsere unermüdlichste Thätigkeit herausforbert. — Mit größerem Rechte als Gleim hätte Goethe von sich sagen können: „Ein harmonischer Gesang war mein Lebenslauf.“ Goethe's Poesie ist wie eine Frühlingslerche, die uns noch im Hinansteigen ihre köstlichsten Lieder zuschmettert. Alles Große, Schöne, Menschenbildende raffte sein Genius im Fluge auf, um es mit seinem eigenen Selbst zu verschmelzen; für ihn gilt nicht die Klage seines Faust:

„Ach uns're Thaten selbst, so gut als uns're Leiden,
Sie hemmen unsers Lebens Gang.“

Rastlos trieb es ihn weiter; ewig bestrebt, den Strom des Lebens in seiner ganzen Breite zu überschauen, hielt er sein Auge auf alle neuen Erscheinungen in Kunst und Poesie gerichtet, und er suchte in ewiger Jugend seinen Antheil daran zu nehmen. „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag vor Tag, Stunde vor Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle“, schreibt er aus Italien. In dem Augenblicke, wo er sich ein Stück Welt zu eigen machte, krystallisirte es sich in seiner harmonienreichen Seele zu neuen Kunstwerken.

Er lebte seine Dichtungen und dichtete sein Leben . . .

Darum haben wir längst gelernt, Goethe's Leben als Erläuterung zu seinen Werken aufzufassen; es gibt uns die schönsten Aufschlüsse über das geräuschlose stille Walten einer echten Dichterseele. Wir können das leise Keimen des kleinsten Gedichts wie das allmähliche Aufblühen seiner herrlichsten Werke belauschen. In ihrer spiegelhellen Klarheit erscheint, wie sein englischer Biograph über Goethe's idealste Dichtung „Iphigenie" sich ausdrückt, die geistige Entwicklung der Charaktere so durchsichtig wie die Arbeit der Bienen in einem Bienenkorbe von Glas, und der stete Klang erhabener Musik, der das Gedicht durchströmt, stimmt den Leser zur Andacht, als sei er in einem Tempel. Es sind nicht allein Goethe's Dichtungen, es ist die Entstehungsart derselben, die uns so seltsam das Herz bewegt. Gottschall sagt deshalb in seiner Vorrede zur „Deutschen Nationalliteratur" treffend: „Schiller und Goethe waren größer durch die innere Energie des Geistes und Gemüths als durch das, was sie schufen — und über all die nachweisbaren künstlerischen Mängel ihrer Hauptwerke triumphirt die ursprüngliche Bedeutung ihrer dichterischen Persönlichkeit. —"

Sieger war beim dreifachen Fackellauf an den Festen des Hephästos in Athen, wer die Fackel brennend an das Ziel brachte. So, mit nie erlöschender Fackel, sehen wir in der Arena des Geistes Goethe stehen. Sich ein hohes Ziel stecken und dasselbe mit wandelloser Treue im Auge behalten, lehrt er uns durch sein Leben, durch seine Werke. Selbst sein Glaube an Unsterblichkeit gründete sich auf seinen Thätigkeitsdrang; wenn er bis ans Ende rastlos strebe, meinte er, müsse auch die Natur verpflichtet sein, ihn eine andere neue Form des Daseins zu geben. Wie sein Prometheus im stolzen, selbstbewußten Schaffen den Göttern Trotz bietet, so schritt er selbst, unbekümmert um das Lächeln oder das Stirnrunzeln des Schicksals, seine Bahn; er suchte und fand im poetischen Schaffen sein Glück. Jeder Schmerz trat als Lied auf seine Lippe, und glücklicher als seine Helden, ging er aus allen Seelenkämpfen siegreich hervor. Wie er in dem Gedicht „Seefahrt" sang, so stand er sein ganzes Leben hindurch mit männlicher Kraft, in geistiger Hoheit, an dem Steuer:

> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
> Und vertrauet scheiternd oder landend,
> Seinen Göttern!"

„Die poetische Thätigkeit ist doch nun einmal der beste Zustand, den Gott dem Menschen hat geben können", schrieb er an Schiller. Niemand hat denn auch beredter das Glück des Dichters geschildert und zur Anschauung gebracht, als er. Wenn auch nur Wenigen die Gabe der Poesie verliehen, so ist doch Allen durch Goethe der Weg gewiesen, sich aus des Lebens bedrückender Enge durch ernstes Streben, durch „Lust, Freude und Theilnahme an den Dingen" zu befreien. Goethe lehrt uns beständig das „Leben leben", alles mit Bewußtsein in uns aufnehmen und aus jeder Stunde so viel Genuß ziehen, als Sitte und Vernunft gestatten. Besitze was du willst, alle Schätze der Erde, — oder nur ein Herz, aber gestalte es zu deiner Welt! Unser Leben ist ein ewiger Krystallisationsproceß; wir müssen Alles in uns aufnehmen und organisch zu verarbeiten suchen, Erfahrungen, Glück, Freude und Schmerz. — Unerschöpflich ist Goethe darin, die Wirkungen darzustellen, die wir auf andere, die andere auf uns ausüben, zu zeigen, daß kein Mensch für sich selbst da ist, daß wir nach außen wirken, indem wir unser Inneres ausfüllen, unser Inneres bereichern, indem wir nach außen uns thätig erweisen.

Wie anders fand sich Goethe mit der Wirklichkeit ab, als die problematischen Naturen von heute, die mit ihrem geringen Ueberschuß an Bildung sich in der Ausübung ihres Berufs stets unbefriedigt fühlen: „Ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt, (äußerlich versteht sich,) und so befinde ich mich am besten. Ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt lasse ich jetzt den Geheimrath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimrath sehr gut bestehen kann. Nur im

Innersten meiner Pläne und Vorsätze bleibe ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einem verborgenen Knoten zusammen. . . ."

„Goethe ist ein wahrer Lehrer, ein starker kundiger Menschenführer", behauptet Varnhagen, und wirklich liegen in Goethe's Werken „Schätze der Weisheit ausgestreut, Gaben der Schönheit in tausend Formen." Selbst für die alltäglichsten Vorkommnisse des Lebens hat er verständige Fingerzeige und Winke. Nichts ist ihm fremd; er hat seine klugen leuchtenden Augen überall gehabt und die Schleier gelüftet, die über den tiefsten Geheimnissen des Lebens ruhen. Wie ein rathender, helfender Freund steht er uns zur Seite, uns anspornend zu neuen Kämpfen, uns Trost zusprechend, wenn wir ermüden wollen. Es sind nicht die einzelnen, verstreuten Gedanken in seinen Dichtungen, es ist der ganze ethische Inhalt dieser Werke, der geistbildend und culturbefördernd wirkt. Fichte fand in Goethe's Werken die Blüthe der Humanität und meinte, wo immer unser Geschlecht höher steige, da geschehe es nicht ohne sein Zuthun. Und Alexander von Humboldt sagt von Goethe: „Wo ist das Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den Leiden des jungen Werther wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, des Weltalls heilige Räthsel zu lösen, das Bedürfniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang? Wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?"

Auch in den lyrischen Gedichten Goethe's liegt ein anziehliches Moment. „In ihnen sind eigene Lebenserfahrungen, eigene Herzensgeschichten in ihrem höchsten Stadium festgehalten, aber die Unruhe der Leidenschaft, die trübe Gährung der Gefühle, welche vergeblich nach einem Ausdruck ringt und den rechten nur einzeln und gleichsam zufällig trifft, welche bald zu viel, bald zu wenig sagt, diese menschliche Bedürftigkeit ist überwunden, ist mit allen ihren Zeugen ausgestoßen", behauptet Vilmar von Goethe's Liedern. Die Gährung hat sich abgeklärt zu dem goldenen, duftenden Wein, dem man seine Heimath, sein Gewächs, seinen Jahrgang, seine Erde und Traube noch anschmeckt, der aber von allem diesen nur die feinsten, lieblichsten Arome behalten und sie in die köstlichste Weinblume vergeistigt zusammengefaßt hat; das Gefühl der Leidenschaft und der Herzensunruhe ist noch vorhanden, aber nur ihr leises Beben zittert noch, in Harmonie verschmolzen, durch die Töne des Gedichts hindurch; Unruhe und Leidenschaft selbst haben keinen Theil an dem Gesange, dürfen nicht mit ihren schreienden Lauten eingreifen in die melodischen Klänge, welche wie selige Geister leicht und heiter dahinschweben über den Aufruhr, die Plage und Pein dieses Lebens. Berthold Auerbach kommt in seinen „Tausend Gedanken" zu demselben Urtheil: „In den dichterischen Gebilden Goethe's erquickt uns die Verbindung von warmer Empfindung und Gelassenheit, wie Feuer und Blume des Weines. Erst aus seinen Briefen sehen wir, daß seine Gelassenheit eine durch Willenskraft erworbene Tugend war." Goethe sagt in einem Divansliede nach Hafis:

Ich will es gerne gestehn,
Ich singe mit schwerem Herzen;
Sieh' doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten, indem sie vergehn.

Während Klopstock das Leben einen Gang zum Grabe, einen Schauplatz des Elends nennen konnte, zittert durch Goethe's Dichtungen wie ein langgetragener Ton der Weckruf: „Gedenke zu leben!" — Aus den Nebeln einer überschwenglichen, sentimentalen Zeit hebt der Genius Goethe's seine Schwingen zu einer höhern, reinern Lebensanschauung. Man besang die künftige Geliebte und künftige Schmerzen, und die ganze Lyrik war ein einziges Ach! und Oh!

„Und, o ich sehe sie! mitweinende weibliche Zähren,
Ein mir lispelnder Hauch in ein erschütterndes Ach!"

Goethe's Dichtung dagegen wurzelt tief in der Gegenwart, aus ihr sog er seine tiefsten Schmerzen, sein reichstes Glück. Ihm war die Gegenwart Ewigkeit.

Hast du die Welle gesehn, die über das Ufer einherschlug?
Siehe, die zweite, sie kommt, rollet sich sprühend schon aus!
Gleich erhebt sich die dritte! Fürwahr, du erwartest vergebens,
Daß die letzte sich heut' ruhig zu Füßen dir legt."

Ihm waren die unaufhaltsam fortrollenden Wellen das schönste Bild des Lebens, und so gipfelt denn sein „Faust" in dem Worte:

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Wenn nun auch dieser Mahnruf zu rastloser Thätigkeit, zu edler menschlicher Bildung, durch alle Werke Goethe's geht, so ist doch das Evangelium der Humanität nirgends so lebhaft und tief ergreifend geschildert worden als im „Wilhelm Meister." Emerson, der, wunderlich genug, in seinen „Representative men" Goethe als „writer" aufführt, während er doch nur im vollsten Sinne des Wortes Poet war, faßt die Schönheiten des „Wilhelm Meister" in folgenden Satz zusammen: „I suppose no book of this century can compare with it in its delicious sweetness, so new, so provoking to the mind, gratifying it with so many and so solid thoughts, just insights into life, and manners, and characters; so many good hints for the conduct of life, so many unexpected glimpses into a higher sphere, and never a trace of rhetoric or dulness." Wir beobachten in diesem Roman den Bildungsgang eines deutschen Träumers, der, soweit als ihm damals das öffentliche Leben Raum gab, sich zu freien Anschauungen und einem thätigen Dasein emporzuringen sucht. Man hat diese zu eindringlich und ausschließlich gepredigte „Schöngeisterei" Goethe vielfach zum Vorwurf gemacht, aber jeder Dichter ist zuletzt bedingt durch seine Zeit; auch Goethe konnte seinen „Wilhelm Meister" nicht den Blick auf politische Fragen und Zustände richten lassen, die in jenen Tagen Niemand berührten. Soweit aber das deutsche Geistesleben im 18. Jahrhundert seine Wellen schlug, finden wir sein treues Spiegelbild im „Wilhelm Meister." — Alle spätern gelungenen Romanversuche sind auf „Wilhelm Meister" zurückzuführen und enthalten Anklänge an ihn; Goethe hat den spätern Romanschriftstellern den Weg gezeigt: alles das in den Kreis ihrer Dichtung zu ziehen, was ihr Jahrhundert ihnen bietet, und da wir jetzt ein politisches Leben haben, müssen sich auch davon einige Strahlen in den Werken der modernen Dichter brechen.

„Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriciren, wenn mein Inneres voller Schlacken ist? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selber uneins bin? Daß ich Dir's mit Einem Worte sage, mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht", läßt Goethe seinen Wilhelm Meister an Werner schreiben. Unsere Zeit drängt nach der entgegengesetzten Seite hin. Jeder scheint in seinem Handwerk, seinem Geschäft völlig aufzugehen und hat weder Auge noch Sinn für höhere Interessen und Bestrebungen, und erst am Ende der wilden Jagd nach Erwerb und Besitz die niederschmetternde Erfahrung zu machen, daß es sich kaum verlohnte, für diese Güter ein ganzes Leben eingesetzt zu haben. Wenn die Hand Schätze sammelt, soll auch das Herz nicht leer ausgehen; im letzten Grunde nennen wir nur das unser eigen, was sich an Gedanken und Empfindungen in unsere Seele senkte . . . Die idealen Güter des Lebens üben deshalb auf den Menschen einen solch' verjüngenden Zauber aus, weil sie unvergänglich sind . . . Julie erklärt in den „Wanderjahren" die lakonische Inschrift des Onkels: „Besitz und Gemeingut", mit den Worten: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist, immer aber bedenke er dabei, wie er andere kann theilnehmen lassen. Denn nur insofern werden die Vermögenden geschützt, als Andere durch sie genießen."

Es bleibt stets der schönste Egoismus, Andern wohlzuthun. Goethe beschäftigt sich

bereits in seinen „Wanderjahren“ mit jenen socialen Fragen und Problemen, deren endliche Lösung unsere Zeit noch dringender fordert. Er fand die Lösung darin, daß jeder einzelne sich entwickle, bilde und vorwärts wage, während wir nach Mitteln und Wegen suchen, daß der Gesammtheit die Errungenschaften des Geistes zu gute kommen und für alle Raum sei zum Gebrauch ihrer Kräfte und zum Genuß des Glücks. „Mache ein Organ aus dir“, heißt es bei Goethe, „und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlwollend zugestehen werde. Wer es nicht glauben will, der gehe seinen Weg, auch der gelingt zuweilen; ich aber sage: von unten herauf dienen ist überall nöthig. Sich auf ein Handwerk zu beschränken, ist das Beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den bessern eine Kunst geben, und der beste, wenn er Eins thut, thut er Alles, oder, um weniger parador zu sein, in dem Einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von Allem, was recht gethan wird.“ Die schöpferische, in sich befriedigte Thätigkeit gilt ihm Alles.“ — In den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ sagt der Oheim zur Nichte: „Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Was außer uns, ist nur Element, ja ich darf wohl sagen: auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben.“ Und Goethe lehrte nicht nur, er bekräftigte seine Worte durch sein Beispiel und seine That. Schon Kestner konnte von dem Jüngling schreiben: „Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. „Denn“, sagt er, „ich bin dazu nicht genug Lügner.“ Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt an ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration.“ Goethe's Glaube war die That, seine Religion die Arbeit. Ihm erschien das Festhalten und die Versenkung in eine einzige Richtung, selbst wenn sie auf das Höchste, Göttlichste ihr Augenmerk lenkt, krankhaft und gefährlich. In der Natur ist kein Stillstand, noch weniger in Gott — wie könnte die Religion, das Leben in Gott nichts als ein beständiges Selbstbeschauen sein? Keim, Blüthe, Frucht, das ist der belebende Gedanke, der alles Geschaffene durchbringt und zum Leben begeistert. Das Leben entwickelt sich spiralförmig, wir bewegen uns im Kreise, nur daß die Bewegung, wenn wir ernstlich das Gute wollen, allmählig höher geht. Wie auch das Schicksal fallen mag, es findet uns in gleichmäßiger Ruhe, der Gewißheit voll, daß alles Erlebte und Erlittene nur Entwicklungsphasen seien.

Philipp Merz hat die zerstreuten Gedanken Goethe's über Menschenerziehung und Menschenbildung in einem Werke: „Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) sorgfältig gesammelt, doch den seelenbildenden Einfluß, das eigentlich erziehende Element finden wir immer nur in Goethe's Werken selbst. Zu ihnen muß jeder zurückkehren, der sich in dem Getümmel dieser Welt selbstbewußt ein harmonisches Dasein gestalten will.

Das interesselose Wohlgefallen an allem Schönen, Großen, Herrlichen, der rastlose Bildungs-, Gestaltungstrieb, das ist, was Goethe's Leben und Dichten einen solchen Zauber verleiht und in unsere Seele die Funken einer idealen Weltanschauung wirft. Und so steht er vor uns, ein zweiter Phaeton, der aber mit sicherer Hand die Sonnenrosse lenkt und, während die Räder seines Sonnenwagens sich rastlos umwirbeln, sein hohes Ziel niemals aus den Augen verliert. Mag auch Goethe geklagt haben, daß er nur wenige Tage reinen Genusses gehabt, für uns erscheint er doch wie einer jener Unsterblichen, die in ungetrübter Heiterkeit ein ewiges Glück genießen und von dessen lächelnden Lippen der ewige Mahnruf tönt: „Gedenke zu leben!“

Im Spiegel der Zukunft.

Ein Nachtstück.

Von **Julius Duboc.**

„Kurz, es bleibt dabei", schloß der Hauptredner an unserem Stammtisch seine Auseinandersetzung, „das Recht sich aus dem Leben zu entfernen, das Recht zur Selbstentleibung mit einem Wort, ist ein Naturrecht des Menschen so gut wie jedes andere. Dies Recht verpönen, ihm die Wege verlegen, die versuchte Ausführung desselben hindern und bestrafen, ist genau so absurd und anmaßend von Seiten der Gesellschaft, wie die Unterdrückung irgend eines anderen Naturrechts. Ich erblicke darin lediglich den charakteristischen Ausdruck einer niederen Kultur. Für mich hat es geradezu etwas Frevelhaftes an sich, wenn ich mir die privilegirten Wächter der Gerechtigkeit vorstelle, wie sie ein armes Menschenwesen, das eben den schweren Kampf ums Dasein ausgekämpft hat und im Begriff steht, die letzten Bande, die es an dies verwünschte und doch so geliebte Erdenleben knüpfen, zu lösen, wie sie dies arme Wesen dem nassen Fluthentod entreißen, es fein säuberlich in des Lebens betäubenden Wirrsaal zurückführen und dann ihrer Wege gehen, es dem geretteten Opfer überlassend, wenn es aus seiner dumpfen Betäubung erwacht, sich abermals eine unbemerkte Stelle aufzusuchen, wo es um Gotteswillen gestattet ist, eine Gesellschaft zu verlassen, die ihm nichts mehr leistet und von der es nichts mehr beansprucht. Haben wir nicht Beispiele, daß solche ins Leben zurückgalvanisirte Halbtodte zwei-, dreimal den immer unterbrochenen Versuch wiederholen, die Folterqual der aufgezwungenen Daseinsnoth zu beendigen, bis es ihnen endlich gelingt, ihren Schergen zu entrinnen? Das sanctionirt die Gesellschaft. Wer ermißt denn die Qualen dieser wiederholten Versuche, und woher leitet denn irgend eine Gemeinschaft von Menschen das Recht ab, dieselben einem der Ihrigen aufzuerlegen? Bedenkt doch nur," sagte der Sprecher, Einwendungen zuvorkommend, die er auf den Gesichtern seiner Umgebung las, „daß die sittliche Verpönung des Selbstmords vom christlichen Standpunkt aus eben nur in diesem Standpunkt ihre Begründung und sittliche Rechtfertigung findet. Es hatte unzweifelhaft einen guten Sinn vordem, wenn der altgläubige Christ, der sich als Thon, den die Hand des Schöpfers geformt, dem er den Oden eingeblasen, fühlte und wußte, vor dem Frevel zurückschreckte, an dem Lebensbestand zu rütteln, das nicht sein, sondern des Herrn Werk und Eigenthum war, es hatte diese Scheu einen guten Sinn im Zusammenhang mit einer Auffassung des Diesseits als Durchgangs- und Vorbereitungsstufe zum Jenseits, wo dem, der getreu geblieben war bis an den Tod, die Krone des Lebens gereicht werden sollte, und es hatte also auch einen guten Sinn, wenn der christliche Staat, solchem Lebensinhalt die Kraft und Weihe gesetzlicher Bestimmung verleihend, den Selbstmord auf alle Weise verpönte, den Selbstmörder brandmarkte. Aber ist das Gerüst dieser gesetzlichen Bestimmungen aufrecht zu erhalten auf den schwindenden Grundlagen des christlichen Lebens in unseren Tagen? Ist die gläubige Ge-

müthsverfassung irgendwo noch vorhanden, welche jenes Anathem als natürlichen Ausfluß aus sich selbst heraus erzeugte und es dadurch sanctionirte? Was uns heute aus jenen überlebten Bestimmungen angrinst, ist etwas ganz Anderes. Es ist der Staatsdespotismus, dem der Staat, mag er auch nebenbei noch etwas Anderes bedeuten, vor allen Dingen und in erster Linie als Zuchthaus, als Strafarbeitshaus, mindestens für alle die, die dem Arbeitszwang nun einmal von Rechtswegen unterliegen, erscheint. Dem entspricht es denn auch, wenn jeder, der sich davon machen will, sofort wieder eingeholt, als Sträfling behandelt und hinter den vergitterten Fenstern des Zuchthauses abermals auf den Platz am Webstuhl niedergedrückt wird. Aber entspricht dies unseren Begriffen von persönlicher Freiheit und Würde und von den Grenzen der Staatsmacht?"

Es war spät geworden, und unter Reden und Gegenreden erfolgte der Aufbruch. Ein Amerikaner, welcher der Gesellschaft als Gast beigewohnt hatte, drückte seine lebhafteste Zustimmung zu dem Gesagten aus, Andere behielten sich ihre Einwendungen für den nächsten Abend vor. Auch mich beschäftigte das Thema anhaltend und verfolgte mich schließlich bis in den Traum hinein. Der Amerikaner saß wieder vor mir.

„Ich kann es Ihnen ja sagen," sagte er, „da wir allein sind und da Sie vorurtheilsfreier wie die Uebrigen denken, daß alles das, was jener letzte Sprecher theoretisch zu entwickeln versuchte, und viel mehr noch bei uns bereits Geltung besitzt und zu jener radikalen Consequenz ausgebildet ist, für welche eben nur Amerika, das vorgeschrittenste und freieste Land der Erde, den Boden bietet. Das Princip ist so einfach und einleuchtend in seiner logischen Entfaltung, daß gar kein Zweifel daran sein kann: es wird allmählig allen Widerstand zu Boden schlagen, den ihm augenblicklich noch die Denkfaulheit, der fromme Köhlerglaube vergangener Zeiten und eine abgeschmackte Sentimentalität entgegensetzen. Was kann schlagender und unwiderleglicher sein, als daß das von der Gesetzgebung längst als richtig anerkannte Princip, die Eheschließung zu erleichtern, die derselben entgegenstehenden Hindernisse und Erschwerungen möglichst zu beseitigen, trotz seiner Richtigkeit doch nur eine Einseitigkeit darstellt, die monströs wird, so lange ihr der logische Abschluß fehlt. Der Sinn jener Maßregeln, jener gesetzgeberischen Bestimmungen ist ja nur der: die Produktivität zu stärken, den Eintritt ins Leben zu erleichtern. Er hat zur nothwendigen Ergänzung das andere Princip: den Austritt aus dem Leben zu erleichtern. Eins ohne das Andere wollen ist ungefähr als ob ein Arzt seinem Patienten kräftigste Ernährung, reichliche Zufuhr anempfehlen wollte, sich aber um die Verarbeitung der erworbenen Stoffe, um die Bedingungen der Ausfuhr nicht weiter kümmerte. In Europa begreift man das nicht, das Denkvermögen ist bei Ihnen durch metaphysischen Klügel ruinirt worden. Ich glaube, es ist sogar Ihr größter Denker selbst, Schopenhauer, der das zugibt, und der in Bezug auf Hegel, den er einen geistlosen, unwissenden Unsinn schmierenden Philosophaster nennt, behauptet, daß er die Köpfe durch beispiellos hohlen Wortkram von Grund aus und für immer desorganisirt habe. Daher die Unfähigkeit einfache Wahrheiten zu erfassen, obwohl ich zugebe, daß es damit wohl auch wieder besser werden mag. Was ich vorhin mit angehört, zeigt mir, daß noch nicht alle Hoffnung aufzugeben ist. Bei uns aber begegnet sich die Fähigkeit des unverkrüppelten Denkens mit der entschlossenen That, mit dem praktischen Griff des Geschäftsmanns und Sie werden staunen, wenn ich Ihnen zeige, in welcher eben so großartigen wie einfachen Weise in dem Staat, welchem ich angehöre — er nannte den Namen irgend eines Staates, den ich aber wieder vergessen habe — jenem von uns besprochenen Princip Rechnung getragen worden ist. Der Bruch mit der alten Tradition ist ein vollständiger geworden und hat zu Einrichtungen geführt, welche dem freien Belieben des Individuums, seine bisher bestandene Verbindung mit der Gemeinschaft der Lebendigen zu lösen, in der zweckentsprechendsten und gewissermaßen verbindlichsten Weise zu Hülfe kommt. Wir gehen davon aus, daß in der größten Anzahl der Fälle des selbstwilligen Uebertritts in das Jenseits dies durch Gift, durch Erhängen oder durch Verbluten bewerkstelligt wird. Wenigstens ist dies bei uns in Amerika so, während bei Ihnen vielleicht der Gebrauch der Feuerwaffe auch da, wo das Individuum in Kriegszustand mit sich selbst geräth, bevorzugt wird. Die Verwaltung hat geglaubt, sich dieser

Volkssitte anschließen zu sollen und demnach vor allen Dingen dafür Sorge getragen, daß der Lebensunlustige für jeden dieser drei Fälle die angenehmste und sicherste Vorkehrung zu ungehinderter Benutzung vorfindet.

Wer sich zu erhängen wünscht, hat nicht mehr nöthig, sich einem unsicheren Nagel in seinem Hause oder einem zerbrechlichen Baumzweig anzuvertrauen und eine ungeschickt vollführte Manipulation, jedes erleichternden Beistandes entbehrend, an sich selbst zu vollstrecken, er findet an einem seitab belegenen, angenehm umbüschten Platz in nächster Nähe der Stadt alles Erforderliche: die beste und bewährteste technische Einrichtung, höfliche und erfahrene Beihülfe eines angestellten sachverständigen Wärters, discrete und sichere Erledigung seiner letzten Wünsche, kurz in jeder Beziehung ein so loyales und anständiges Entgegenkommen, wie ein Gentlemann in so ernsten Lebensumständen es sich nur wünschen kann. Auch für die Kombination mit narkotischen Betäubungsmitteln zur Erleichterung des letzten Aktes ist Vorsorge getroffen. Und alles das gegen eine sehr geringfügige Gratifikation. Den ganz mittellosen ist zu bestimmten Stunden die unentgeltliche Benutzung gestattet. Im Allgemeinen wird das Erhängen mehr von den unteren und mittleren Ständen bevorzugt, während die Benutzung des Giftes mehr den Lebensgewohnheiten der exklusiveren Gesellschaftsklassen entspricht. Zwischen beiden steht die an antike Vorbilder sich anlehnende Methode des Verblutens mittelst Eröffnen der Adern; für die Liebhaber dieser Art aus dem Leben zu scheiden, die sich meistens mehr unter den ruhigeren, philosophischen Naturen finden, ist durch warme Bäder gesorgt, welche in einem besonderen Flügel jener öffentlichen Anstalt auf Verlangen verabreicht werden. Denn es ist bekannt, daß das warme Bad die Procedur des Verblutens wesentlich unterstützt und erleichtert, und daß man auf diese Weise zwar in einem langsamen Tempo, weshalb auch alle lebhaften Naturen anderen, rascher wirkenden Mitteln den Vorzug geben, aber sicher und verhältnißmäßig schmerzlos die Verbindung mit dem Leben lösen kann. Doch das beliebteste und entschieden nobelste Mittel bleibt das Gift. Man hat sich hier ein für allemal für Cyan-Kali entschieden, welches alle anderen an rascher und unfehlbarer Wirksamkeit übertrifft.

Den Lebensgewohnheiten derjenigen bevorzugten Gesellschaftsklassen entsprechend, welche dies Mittel hauptsächlich zu benutzen pflegen, hat man eine kleine elegante Restauration eingerichtet, die nur in den Abend- und Nachtstunden geöffnet ist. Von außen ist dieselbe kenntlich an einer sehr geschmackvoll ausgeführten Laterne, die genau die Form eines Todtenkopfes hat. Im Innern unterscheidet sie sich nicht von anderen Restaurations-Lokalitäten, die für die beste Gesellschaft bestimmt sind. Man findet ein mit allen Delicatessen garnirtes Buffet, reichhaltige Wein- und Speisekarte, feine Bedienung. Servirt wird nur in cabinets à part. Hier erst ist alle spießbürgerliche Befangenheit geschwunden, alles erkältende Todesceremoniell beseitigt. Hier versammelt der ruinirte Speculant, der gewesene Millionär, der übersättigte Lebemann, der des Genusses Feuerwein in vollen Zügen getrunken und dem es nicht ansteht, nun auch noch die Hefen leeren zu sollen, kurz wer immer es sei, der mit dem letzten Rest der Kraft und des Vermögens dies ephemere Dasein lieber en pleine carrière verläßt, als daß er sich aus ihm herausschleicht, den Kreis seiner intimsten Freunde und Anhänger, es wird geschmaust und getrunken, die Champagnerpfropfen knallen gegen die Decke wie bei dem heitersten Souper, es herrscht die animirteste Stimmung. Ja, ich kann sagen, selten erhebt sich bei anderen Gelegenheiten, etwa bei Hochzeits- oder Geburtstagsfeierlichkeiten, die Stimmung zu solcher übermüthigen Ausgelassenheit wie bei diesen Henkersmahlzeiten, wenn man sie so nennen darf. Selten fand ich — ich hatte Gelegenheit bei mehreren Anlässen das zu beobachten, da mehrere meiner Freunde in der Lage waren, auf diese Weise von uns Abschied zu nehmen — den Witz so schneidig, den Humor so sprühend, die Lustigkeit, die sich Aller bemächtigte, so jauchzend. Schließlich erhebt sich der Gastgeber, er, dessen Todesstunde wir Alle diese hinreißend heitere Vereinigung verdanken, er verabschiedet sich without ceremony, mit einer stummen Verbeugung von der Tafelrunde, tritt hinter einen Vorhang, wo er den Abschieds-Liqueur, das vom Kellner mittlerweile bereits servirte Cyan-Kali vorfindet und im nächsten Augenblick ist die Sache

erledigt, der große Cancan des Lebens hat für ihn ausgespielt. Hiernächst erfolgt natürlich der Aufbruch der Tischgesellschaft. Was mit der Leiche weiter zu besorgen ist, fällt der Verwaltung des Lokals anheim, jeder etwa mögliche widerwärtige Eindruck ist von vornherein beseitigt und den Theilnehmern unmöglich gemacht und mit gestärkten Kräften [illegible] sagen, daß der unverkennbar große national-ökonomische Vortheil, der in diesen bei uns getroffenen Einrichtungen liegt, das richtige Staatsprincip, das in ihnen sich Geltung und Anerkennung verschafft hat, mich immer, wenn ich darüber nachdenke, mit Begeisterung erfüllt. Denken Sie, welcher Vortheil für die produktive Kraft des Gemeinwesens allein dadurch entsteht, daß alles Lebensunlustige, Lebensuntüchtige viel rascher, wie es sonst geschieht, ausscheidet. Von einer Menge sonst unvermeidlicher, durch diesen beschwerlichen Ballast lebensunlustiger Elemente herbeigeführten Hemmungen wird der staatliche Organismus befreit, ein Athemzug von ganz anderer Frische und Kraft belebt ihn. Jeder denkt nur an das Leben, sorgt nur für das Leben.

Die Spannkraft der gesunden Elemente wird auf das Aeußerste erhöht. Nirgends ist der Wettkampf der mit einander um die höchsten Preise ringenden Kräfte ein so eifervoller, nirgends ist die Unternehmungslust so geschärft, nirgends sind die Resultate so in die Augen fallend großartige, wie bei uns. In keinem anderen Staat, ich darf das ohne Rühmen sagen, findet man so viele Charaktere von jener unbezähmbaren Energie, die sich das Höchste zutraut, weil die Kraft sie dazu treibt und die das Höchste auch erreicht, eben weil sie sich es zutraut. Es ist das Kraftprincip, welches bei uns seine verklärende Apotheose erlebt, welches in diesen Einrichtungen seine konsequenteste Durchbildung gefunden hat. Und ist dies Princip nicht ein eminent religiöses? Ist der tiefere Sinn jenes biblischen Spruchs: „Im Anfang war das Wort u. s. w.“ nicht längst erkannt als: Im Anfang war die Kraft? Aber wem sage ich das? Ihnen, der Sie alles das eben so gut wissen und begriffen haben als wie ich. Ergänzend muß ich nur noch hinzufügen, daß der Staat natürlich weit davon entfernt ist durch jene Einrichtungen den, der aus dem Leben zu scheiden wünscht, irgendwie gewissermaßen dirigiren zu wollen. Wir bieten nur eben da die Hand, wo sich am ehesten eine Handreichung anbringen läßt, haben aber im Uebrigen zu viel Achtung vor der Freiheit des Individuums, der zu dienen das ganze Verfahren ja nur bemüht ist, um in seine Verfügung über sich irgendwie einzugreifen. Es wird immer Leute geben, die statt sich unserer bequemen Einrichtungen zu bedienen, es vorziehen, ins Wasser zu gehen. Der Staat hindert sie nicht, kann ihnen dabei aber auch nicht wesentlich förderlich sein, er hat sich daher darauf beschränkt, gewisse sehr tiefe Stellen durch besondere Merkzeichen kenntlich hervorzuheben, um das lästige Suchen nach geeigneten Plätzen, wobei häufig Fehlgriffe vorkommen, zu beseitigen. Ebenso wird es wahrscheinlich immer Personen geben, die den modernen Tod auf dem Schienenstrang allen anderen Todesarten vorziehen, was mir, beiläufig bemerkt, als ein völliges Räthsel erscheint. Der Staat kann auch hier keine Erleichterung verschaffen, er muß sich darauf beschränken, durch eine General-Verfügung den Eisenbahnen einzuschärfen, daß sie nicht das Recht haben, durch ein plötzliches Anhalten des Zugs denjenigen, der in der unzweifelhaften Absicht, sein Leben zu beendigen, sich demselben entgegenwirft, um die Realisirung dieser Absicht zu betrügen, sondern daß auch in diesem Fall der einzig entscheidende Gesichtspunkt die Achtung vor der freien Entschließung des Individuums ist. Und nun sagen Sie mir: finden Sie hier noch irgendwo eine Lücke, ist die konsequente Durchführung des einen Grundgedankens, auf dem Alles ruht, nicht wahrhaft bewundernswerth, vollzieht sich auf diesem Wege nicht geräuschlos eine innere Umwälzung, deren revolutionäre Bedeutung unzweifelhaft ist, wenn sie auch erst nach und nach ans Licht treten wird? Wir brauchen eine Regenerationscur der Menschheit, dies ist der erste und entscheidende Anfang zu ihr, wie es gleichzeitig den ersten und entscheidenden Sieg eines gesunden Realismus im Sinn der modernen Auffassung über den unklaren und schwächlichen Idealismus einer abgethanen Periode bezeichnet.“

Schon lange, ehe mein beredtes vis-à-vis geendet, hatte ich im Stillen Anläufe zu einer Discussion über das von ihm vertretene sogenannte Princip genommen, je weiter

er in seiner Entwicklung vorrückte, desto frucht- und zweckloser war mir dieselbe erschienen, jetzt, wo er seine Auseinandersetzung geschlossen, kam mir jede theoretische Verhandlung ganz unmöglich und unthunlich vor.

„Wir sind, mein Herr," sagte ich, „toto coelo, durch eine ganze Himmelsweite in unseren Anschauungen von einander getrennt, und so wenig sich von Europa nach Amerika eine Brücke schlagen läßt, so wenig könnte ich von Ihnen zu mir eine Verbindung herstellen. Selbst zum Kampf ist doch immer eine Begegnung nothwendig, aber selbst nur so weit als es dazu erforderlich wäre, kann ich mich nicht mit Ihnen begegnen. Erlauben Sie daher, daß ich auf jede Bekämpfung Ihrer Ansichten verzichte und nur, in offener Erwiderung Ihrer Offenherzigkeit, das Eine ausspreche, daß der bei Ihnen bestehende Zustand in meinen Augen den Gipfelpunkt frevelhafter Verblendung darstellt, daß er mich in eine wahrhaft abgrundtiefe Verworrenheit und Erschütterung des sittlichen Grundgefühls blicken läßt. Es hat sich bei Ihnen ein Abfall vollzogen, den ich geradezu entsetzlich finde, um so entsetzlicher als er in seiner, an sich betrachtet, logisch richtigen Consequenz uns schnurstracks in eine bodenlose Tiefe reißt, aus der ich gar kein Entrinnen mehr für möglich halte. Sie haben Recht, daß Sie von einer innern Umwälzung von revolutionärer Bedeutung sprechen, die in der folgerechten Durchführung eines solchen Princips gelegen wäre, aber es wäre eine Umwälzung, die jeden edlen Instinkt der helfenden Liebe in der menschlichen Natur auslöschen müßte, um Allem, was schimpflich und schändlich wäre, die Bahn zu bereiten." —

„Schimpflich und schändlich! Traue ich meinen Ohren?" rief der Amerikaner, der von seinem Sitz aufgesprungen war, „es ist also wahr, daß es in der alten Welt keine wahrhaft große Intelligenz gibt und daß alle sogenannten Freidenker doch im Grunde ihres Herzens nur Spießbürger sind. Sie wagen nicht das Princip als unrichtig anzugreifen, Sie anerkennen die folgerichtige Durchbildung, aber Sie fallen gleichwohl von ihm ab, weil Sie vor der That erschrecken, welche das Princip erzeugen muß. Die Muthlosigkeit ist der einzige wahre Sinn Ihres Protestes. Aber glauben Sie doch ja nicht, daß ein solcher Protest mehr Bedeutung und Widerstandskraft hat als etwa ein Stück Löschpapier, das einer dahersausenden Kugel den Weg versperren wollte. Von Amerika geht die Bewegung des freien Geistes aus, sie wird Europa regeneriren, so weit dasselbe überhaupt noch zu regeneriren ist und demselben neuen jungen Wein zuführen, wenn auch die alten Schläuche, an denen ohnehin nichts gelegen ist, darüber bersten sollten."

„Nie wird das geschehen," rief ich aus, der ich nun ebenfalls voller Zorn aufgesprungen war. Ich wollte zur Bekräftigung dessen, was ich zu sagen im Begriff stand, auf den Tisch schlagen, stieß aber dabei heftig gegen die neben meinem Bett befindliche Waschtoilette und erwachte . . .

Das Traumbild war verschwunden. Es war mitten in der Nacht. Draußen hörte man den Pfiff des Nachtwächters.

„Gott sei Dank, daß ich noch ein Spießbürger bin und noch in dem spießbürgerlichen Europa stecke," war mein erster Gedanke. Beinahe hätte ich gewünscht, der Nachtwächter möchte statt zu pfeifen, wieder die Schnarre drehen, wie es in meiner Jugendzeit üblich war und alle umwälzende Gedankenarbeit, die wir seit den letzten dreißig Jahren erlebt, möchte wieder rückgängig zu machen sein. Denn das war ja nicht zu leugnen: Anknüpfungspunkte an das, was mir der Amerikaner da vorphantasirt hatte, lagen in der Zeit, und wie graß und abenteuerlich der Traum mir auch gewisse Möglichkeiten ausgemalt hatte, die Farben zu solchem Gemälde trugen den Stempel der Gegenwart, wenigstens in einzelnen dunkleren Schattirungen. Es war ein Zerrbild, aber der Gesichtsausdruck, der mich so verzerrt angeschaut hatte, war kein absolut fremdartiger, sondern trug verwandte Züge. Selbst das, was der erste Sprecher, dem ich meinerseits kaum hätte widersprechen mögen, zu begründen versucht hatte, ließ eine Auslegung in dem Sinn des Amerikaners zu, wie wenig jener auch an eine solche Auslegung gedacht hatte. Wird die geistlich-religiöse Grundlage einer Anschauung, die sich jedes eigenmächtigen Eingriffs enthalten zu müssen glaubt, weil ihr der Spruch eine Wahrheit bedeutet:

„unser Leben steht in Gottes Hand“, für hinfällig erklärt und ebenso die auf solchem Gesichtspunkt auferbaute Pflichtenlehre, verpehmt man als Staatsdespotismus, wenn der Staat mit seinen Mitteln und in seiner Art und Weise der alten Anschauung zu Hülfe kommt, so ist — principiell betrachtet — nur noch ein Schritt bis zu dem extremsten Gegentheil des bisher zu Recht bestandenen und sanctionirten Verfahrens. Was diesem Schritt innerlich den Weg verlegen und ihm auf immer den Zugang versperren muß, ist im Grunde nur Eins: daß uns ein Gefühl gesteigerter Achtung, ehrfürchtigen Ergriffenseins vor dem Leben, vor der Lebenserscheinung an sich erfülle.

Das Leben war auf dem echt christlichen Standpunkt eine schwere Prüfung, eine Last, eine Bürde, wenn auch eine geheiligte, eine Bürde, die man nicht abwerfen durfte, weil sie von dem Herrn auferlegt war. Wie das diesseitige Leben auf dieser untersten Stufe der Schätzung erblickt wurde, so auch der Träger des Lebens, der Körper, der leibliche Mensch überhaupt, den Luther häufig mit den ehrenrührigsten Titeln, wie „stinkender Madensack“ u. A. m., belegte. Von diesem Fluch des Pariathums erlöst, nehmen beide doch in der Auffassung, die gegenwärtig meistens gäng und gäbe ist, kaum noch eine höhere Stufe ein, als die einer nützlichen und daher, im günstigsten Fall, mit einer gewissen Sorgfalt zu behandelnden Maschinerie. Dem banausischen Materialismus unserer Tage entspricht eben diese Auffassung am meisten und seit der Glanz des Ewigen, den das Christenthum in strahlenden Lichtringen um sich breitete, aus all diesen Beziehungen gewichen ist, hat sie vollends das Oberwasser erhalten. Aber das Leben und der Lebensträger sollten uns noch etwas Anderes und mehr bedeuten als dies: nämlich Erscheinung der geheimnißvollen, in wunderbaren Pulsschlägen das Weltall durchflutenden Kraft, Offenbarung und Tempel derselben und erst wenn wir mit dieser Empfindung im Leben stehen, wenn wir aus ihr eine maßgebende und zielbestimmende Richtung für unsere ganze Lebensauffassung und Lebensführung entnehmen im Sinne des Spruchs: „Zeuch deine Schuhe aus, hier ist heiliges Land“, wird man sagen können, daß die Selbstzersetzung des Christenthums wenigstens in diesem einen Punkt ein Ergebniß geliefert hat, das nicht mehr Verwesung athmet, sondern neues Leben. Sehr langsam wird sich eine solche Auffassung im Leben der Menschheit durchsetzen und allmählig an sittlicher Kraft gewinnen. Ihr steht alles entgegen, was Rohheit, Egoismus und Geistesträgheit an Hindernissen aufthürmen können. Auf theoretischem Gebiet aber hat sie keinen schlimmeren Feind als den Pessimismus, wobei ich weniger den Pessimismus in der Doctrin, als den Reflex derselben in der Praxis meine. In der Doctrin existirt, das gebe ich zu, eine nothdürftige sittliche Rechtfertigung des Pessimismus durch die aufgestellte Forderung einer absoluten Selbstverleugnung und Aufopferung für den „Weltprozeß“, wodurch der ethischen Bedeutung der pessimistischen Doctrin in ihrem schlimmen Sinn gewissermaßen die Spitze umgebogen wird. Nothdürftig nenne ich diese Rechtfertigung aber, weil sie eben doch nur theoretische Bedeutung hat, d. h. weil man, um sie genügend zu finden, gänzlich davon absehen muß, daß die Kraft, jener Forderung zu genügen, eben durch den Pessimismus selbst, wenn Ernst mit ihm gemacht wird, untergraben wird. Der Reflex des Pessimismus im Leben gestaltet sich aber überhaupt ganz anders. In ihr entfaltet sich jene pietätslos schnöde Stimmung, die zwar allen Genüssen nachjagt, denn sie weiß sich ja abhängig von dem, „nach Erfüllung seiner Leere lechzenden“, nicht zu vernichtenden Trieb, die aber sehr geneigt ist, aller Achtung vor dem Leben und den in ihr wurzelnden sittlichen Gewalten, aller Ehrfurcht vor dem Dasein zu entsagen, weil sie in dem Ganzen doch nur die absurde Fratze eines sinnlosen und an seiner eigenen Vernichtung arbeitenden Weltprozesses erblickt.

Aus dem Abgrund, den diese Motive zusammen mit der sich immer steigernden Verehrung der rücksichtslosen Kraft in des Menschen Inneren graben, tauchen dann jene unheimlichen Nachtgestalten empor, die mir der Traum im Spiegel der Zukunft drohend vorgehalten und nur eine überzeugte ehrfürchtige Hingabe an die Welt des Erhabenen und Schönen, die sich in uns und um uns bezeugt, läßt sie in das wesenlose Reich der Schatten, die dem gesunden Herz Nichts bedeuten, zurücksinken.

F. Buloz und seine Zeitschrift.

Von **Leopold Katscher.**

Im Laufe des Januar 1877 ist zu Paris ein Mann von hinnen geschieden, der an und für sich keine Bedeutung hatte, der aber dadurch, daß das Blatt, das er seit nahezu einem halben Jahrhundert leitete, das hervorragendste Organ der „sechsten Großmacht" der Erde ist, zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Welcher Gebildete möchte die „Revue des deux mondes" missen und welcher Leser dieses Blattes wäre nicht mit dem Namen „Buloz" vertraut, nachdem derselbe in und auf jeder der bisher erschienenen 1093 Lieferungen der „Revue" mehrfach verzeichnet steht? Es ist wahrlich nicht ohne Interesse, ein paar Worte über den alten Genfer François Buloz, eine der originellsten Gestalten im literarischen Leben Frankreichs, und seine Zeitschrift zu sagen. Der Mann, der sich — theils wegen des unerhörten Erfolges seiner Unternehmung, theils wegen der Rauheit seines Charakters, theils wegen seines Geizes und seiner Habsucht — ein Heer von Feinden geschaffen und sie alle auslachen konnte, verdient, man mag von ihm wie immer denken, als merkwürdige Erscheinung behandelt zu werden.

Buloz war Korrektor in einer Pariser Druckerei und zerbrach sich lange den Kopf darüber, wie in Frankreich ein der hochangesehenen „Edinburgh Review" ähnliches Organ zu schaffen wäre. Im Jahre 1830 bewog er ein Konsortium zum Ankaufe einer Zeitung, die den Titel „Revue des deux mondes" führte und dem Zugrundegehen geweiht war. Er selbst erhielt die Leitung der daraus hervorgegangenen Monats- (später Vierzehntags-) Schrift, für die er den alten Titel beibehielt, dessen schlechter Klang lange auf dem neuen Unternehmen lastete, dem es trotz seiner Vorzüglichkeit viele Jahre an Erfolg mangelte. Aber Buloz erwies sich als Besitzer einer seltenen, eisernen Ausdauer und ruhte nicht, bis es ihm glückte, sein Blatt zu dem zu machen, was er daraus zu machen sich vorgenommen hatte; er arbeitete sich empor und machte seinen Weg. Das Defizit wich einem Ueberschuß, der sich 1875 bei mehr als 20,000 Abonnenten auf über 440,000 Francs belief. Das Anlage-Kapital des Konsortiums beträgt 425,000, der gegenwärtige Reservefond $1\frac{1}{4}$ Millionen Francs. Kein übles Geschäft das!

Um ein Unternehmen zu einem solchen Range zu erheben und es zu einem so hohen Grade von Prosperität zu führen, muß dessen Leiter mit besonderen Eigenschaften begabt sein. Fleiß und Ausdauer genügen ebensowenig wie eine noch so ungewöhnliche Willenskraft. Der Vortheil bestand darin, daß Buloz auch ein Verwaltungstalent erster Klasse war und einen gewissen literarischen Takt besaß, der sich schwer definiren läßt. Er zeigte gar oft schlechten Geschmack, aber noch häufiger eine äußerst glückliche Hand in der Wahl seiner Mitarbeiter. Einer der stärksten Hebel seiner Redaktionsführung war sein Grundsatz, alle Manuskripte durchzulesen und zu korrigiren, und hätten sie die berühmtesten Schriftsteller Frankreichs, die vorzüglichsten Kenner und Meister der französischen Sprache zu Verfassern. Das war ihm egal; von seiner Regel, daß gewisse Worte, Ausdrücke und Redewendungen aus der „Revue" ausgeschlossen seien, wich er unter keiner Bedingung ab. Trotzdem er keine große Reihe von Schulen durchgemacht hatte, trotzdem er gar kein

literarisches Talent besaß und trotzdem er selbst seit dem Bestande des Blattes blos einen einzigen Artikel darin veröffentlichte, — setzte er seinen Stolz darein, die Kundgebungen selbst der vornehmsten Geister zu retouchiren. Man erzählte sich, daß er, „gleich einem verdorbenen alten Druiden der Literatur", fortwährend die eingereichten Aufsätze lese, boshaft nach Fehlern suche und „mit wildem Entzücken im Zimmer umhertanze", wenn er bei einem bedeutenden Autor auf einen Fall zweifelhafter Syntax stoße. In dieser Hinsicht soll er sehr mürrisch, gewaltthätig und unbeugsam gewesen sein, und man nannte ihn daher auch den „Blaubart der Literatur." Wir sind übrigens nicht abgeneigt, manches gegen Buloz Gesagte für übertrieben zu halten.

Nachdem die „Revue des deux mondes" in ihren ersten Jahren der Romantik und Fantasie einen beträchtlichen Spielraum gewährt hatte, nahm sie unter dem Einflusse ihres Redakteurs allmählig einen immer matteren, blasseren Stil voller Umschreibungen und abstrakter Worte an, der den Stil fast aller ständigen Mitarbeiter farblos machte. Je schärfer diese doktrinäre Haltung hervortrat, desto umfangreicher wurden die Lieferungen und desto schwerfälliger die Aufsätze in denselben. Während die letzteren früher zehn und zwanzig Seiten hatten, haben sie es heute auf fünfzig und darüber gebracht.

Im Umgange mit seinen Mitarbeitern soll Buloz äußerst unangenehm und abstoßend gewesen sein und seine Unter-Redakteure und Beamten sekirte er aufs Blut. Daß er mit seinen Untergebenen nicht ganz glimpflich umging, dürfte ziemlich richtig sein; hat doch bekanntlich V. de Mars, der verstorbene Mitarbeiter und Unter-Redakteur der „Revue des deux mondes", in journalistischen Kreisen den Beinamen des „Unglücklichen" geführt, weil Buloz ihm das Leben sehr sauer gemacht haben soll. Nach der „Mars-Legende" war Mars zu furchsam gewesen, um wegzulaufen und hatte, „um sich die Freiheit zu sichern, keinen andern Ausweg gesehen als sich — zu Tode zu sterben." Challemel-Lacour, sein Nachfolger, hielt es im Bureau nicht länger aus als anderthalb Jahre und es wird versichert, daß er sich jetzt als Redakteur der „République Française" viel besser befindet, denn bei Buloz. Nicht unwahrscheinlich das! Es heißt, unser Held sei zwar auch der Schrecken seiner Feinde, aber mehr noch der seiner Freunde gewesen, und zwar nicht nur, was seine oft pedantischen Manuskript-„Verstümmelungen" und seine Grobheit, sondern auch seine Kargheit in der Honorarzahlung betrifft. Wir können uns zwar nicht entschließen, zu glauben, was uns zu Ohren gekommen: daß Buloz das streng durchgeführte Princip hatte, keinen Mitarbeiter für den ersten Artikel zu honoriren; allein wir wissen von Beispielen seiner Engherzigkeit in pekuniärer Beziehung. Doch kam es häufig auch vor, daß er kein Opfer scheute, um Gediegenes zu bieten, wie das theure Engagement der George Sand, die noch heute — nach achtzehn Jahren — eine Defizit verursachende Herausgabe des werthvollen, aber zu dickleibigen historisch-politischen Jahrbuches u. s. w. zeigen. Wie viele Schriftsteller haben sich bitterböse von Buloz abgewendet! Und doch, — es gibt kaum eine oder die andre hervorragende Persönlichkeit, die nicht für ihn geschrieben hätte.

Das große Renommée, dessen sie sich erfreut, hat sich die „Revue" eben dadurch erworben, daß die Namen ihrer Mitarbeiter zum großen Theile berühmt sind. Es scheint von allem Anfange her der Vorsatz Buloz' gewesen zu sein, die besten Kräfte an sein Unternehmen zu fesseln. Es ist bereits so weit gekommen, daß kaum Jemand, der nicht für ihn gearbeitet, in den Schoß der alleinseligmachenden Vierzig aufgenommen wird. Am Ende der Restauration machte sich in Frankreich eine große geistige Bewegung geltend, die nach der Juli-Revolution noch lebhafter wurde. Besonders die literarischen Kreise waren in Aufruhr und allerlei Streitigkeiten beschäftigten die Schriftstellerkreise. An dieser Bewegung nahm die große Pariser Revue starken Antheil und sie ist seither eines der vornehmsten For geistiger Dinge geblieben. Sogar in der politischen Diskussion gilt sie als höchst maßgebend und ihre „Chronique de la quinzaine" wird von Vielen für die unparteiischeste, verlässigste, genaueste und maßvollste Darstellung der zeitgenössischen Geschichte gehalten. Die eigentliche Gesinnung des Blattes ist orleanistisch, doch wußte dasselbe sich dadurch, daß es jede systematische Opposition vermied, mit allen folgenden Systemen zu vertragen, selbst mit dem Kaiserreich, obwohl Buloz ein bitterer Hasser

des Sedanhelden war, den er den „Feind der Menschheit" nannte. Da er übrigens sehr unabhängigkeitsliebend war, gab er sich niemals zu den geringsten Lobeserhebungen her; im Gegentheil, er faßte einmal sogar den Gedanken, Paris zu verlassen und sein Blatt in Genf herauszugeben, um gegen das Kaiserreich ungenirt losziehen zu können.

Da viele Blätter ohnehin genug Böses von Buloz erzählen, wollen wir zur Abwechslung einen guten Zug von ihm verzeichnen, der überdies auf seine Unabhängigkeitsliebe ein schönes Licht wirft. Einer der letzten Minister Louis Philipp's — ein, wie man sagt, an Sittenstrenge einem Puritaner gleichender Mann — war einst mit der „Revue des deux mondes" unzufrieden, weil sie sich weigerte, ihn zu stützen. Mit Hilfe einer Kriegslist brachte er Buloz durch einen Freund dahin, daß er (Buloz) bei ihm (dem Minister) zu Mittag speisen sollte. Während des Eintrittes in den Speisesal stieß der Minister den Redakteur mit dem Ellenbogen an und bemerkte, ihm ins Gesicht sehend: „Nun denn, definitiv, Ihre Chiffre?" Der Angeredete nahm entrüstet seinen Hut, sagte dem verblüfften Hausherrn einige unparlamentarische Worte und verließ das Zimmer, ohne das Diner abzuwarten.

Es ist kein Spaß, eine Zeitschrift, wie die „Revue des deux mondes" fünfundvierzig Jahre lang zu leiten und mit allen Ehren aufrecht zu erhalten. Einmal (1840) gab Buloz übrigens die Leitung aus der Hand. Er wurde nämlich plötzlich von der Lust angewandelt, Theaterdirektor zu werden, übernahm die Führung des Théâtre français und bekleidete diesen Posten volle sechs Jahre hindurch. Endlich erkannte er, daß er zu demselben nicht recht tauge und verließ ihn, um sich nunmehr im administrativen Bühnen-Departement zu versuchen. Hier gefiel es ihm aber nicht länger als ein Jahr; 1847 dachte er: „On revient toujours à ses premières amours", kehrte an sein Redaktionspult in der Rue Saint-Bénoît zurück, übersiedelte später in die Rue Bonaparte und hat seine Schöpfung seither nicht nur nicht mehr verlassen, sondern auch seine Söhne in die Leitung derselben mit einbezogen.

Nächst Henry Blaze de Bury, dem Schwager Buloz's, war die fleißigste Mitarbeiterin der „Revue des deux mondes" die George Sand, die in dieser Zeitschrift einen beträchtlichen Theil ihrer Werke veröffentlichte. Dort hatte Gustave Planche schon 1832 „Indiana" und „Valentine" begeistert besprochen. Im Jahre 1841 traf es sich, daß die Redaktion genöthigt war, den von der berühmten Schriftstellerin eingereichten Roman „Horace" wegen der absonderlich radikalen und sozialistischen Tendenzen, die sie darin zu Tage förderte, abzulehnen. Es kam aus diesem Grunde zu einem Bruche zwischen Beiden und zu einem Prozeß wegen pekuniärer Differenzen. 1844 brachte die „Revue" einen Artikel, in dem Lerminier einige Werke der Sand in sehr abfälliger Weise besprach und über den stattgehabten Zwist folgenden Aufschluß gab: „Es kam ein Moment, da die von ihr angebotenen Sachen einen so seltsamen Widerspruch bildeten zwischen unseren sozialen und literarischen Grundsätzen und ihren neuen Prinzipien, daß wir ihnen nicht Raum geben konnten. Zwischen ihrem demokratischen Ungestüm und dem Geiste unserer Revue gab es so große Unterschiede, daß eine Trennung eintreten mußte." Dagegen enthielt das Buloz'sche Blatt am 1. Februar 1851 von Planche eine höchst günstige Kritik über ein Sand'sches Drama und schon in den nächsten vier Nummern, erschien — nach zehnjähriger Pause — ein Roman der Sand. Wie und aus welchen Gründen diese Wieder-Annäherung zustande kam, ist ebenso unaufgeklärt und unerklärlich, wie die weitere Geschichte des Verhältnisses der großen Todten zur Zeitschrift. Sicher ist, daß die neuerliche Verbindung sich blos auf Ein Werk erstreckte. Als nun die Sand 1853 und 1854 ihre Memoiren schrieb, konnte sie natürlich nicht umhin, darin von der „Revue" zu sprechen. Es ist der Mühe werth, die betreffenden Hauptstellen hieherzusetzen: „Diese Revue wurde von der Elite der Schriftsteller geschrieben. Mit wenigen Ausnahmen gingen alle bedeutenden Publizisten, Poeten, Romanschreiber, Historiker, Philosophen, Kritiker, Reisende u. s. w. durch die Hände Buloz's, eines intelligenten Mannes, der sich nicht auszudrücken weiß, der aber unter der rauhen Rinde „une grande finesse" verbirgt. Es ist sehr leicht, sich über diesen eigensinnigen, brutalen Genfer lustig zu machen, und er selbst läßt sich, wenn er nicht allzuschlecht gelaunt ist, gutmüthig hänseln.

Schwer dagegen ist es, sich von ihm nicht beherrschen zu lassen ... Während unserer langen Verbindung habe ich ihn wohl unzähligemale zum Teufel wünschen müssen; doch habe auch ich ihn so oft in Wuth gebracht, daß wir quitt sind. Uebrigens hat dieser Despot trotz seiner Ansprüche und Härten Momente von Aufrichtigkeit und echtem Mitgefühl, wie jeder Griesgram. Sein mürrisches Wesen war mit Regungen offenherziger Freundschaft gemischt. Wir hatten uns verfeindet ... Als er den Tod seines ältesten Sohnes beweinte, sah ich ihn wieder, da seine Frau mich gerufen hatte, damit ich sie tröste. Ich dachte nicht an unseren Streit, als er mir sagte: „Ach, George, wie unglücklich bin ich!“ Seither oft aufgefordert, an Intriguen gegen ihn theilzunehmen, habe ich derlei stets verweigert, ohne mich dessen gegen ihn zu rühmen, obwohl die „Revue“ meint, ich habe viel Talent gehabt, solange ich dafür schrieb, seither aber nicht mehr. Naiver Buloz, das ist mir egal!“ Kein Wort davon, daß erst drei Jahre vor Veröffentlichung der Memoiren ein Roman von ihr in Buloz's Zeitschrift erschienen war! Es wäre interessant, zu wissen, was dahinter steckt! Ihre schriftstellerische Thätigkeit für die „Revue“ thut George Sand in ihren Memoiren leichten Tones mit den Worten ab: „Ich schrieb dafür „Lavinia“, „La Marquise“ und was weiß ich noch!“ In Wahrheit sind diese beiden Novellen gar nicht bei Buloz erschienen, und die zahlreichen Sachen, die es wirklich waren, schien die Sand plötzlich vergessen zu haben. Charles de Mazade hatte daher ganz Recht, wenn er ihr in einem Artikel in der „Revue des deux mondes“ (Mai 1857) Undankbarkeit vorwarf und „ihrem Gedächtniß, ihrer wunderbaren Gabe der Vergeßlichkeit nachhelfen mußte.“ In demselben Artikel wurden ihr gar viele höfliche, aber unangenehme Wahrheiten gesagt, und in einer längeren interessanten Randnote der Redaktion (soll heißen: Buloz's) findet sich folgende Stelle: „Sie war während einer Reihe von Jahren unsere fleißige Mitarbeiterin. Möge sie sich diese schöne Zeit in Erinnerung bringen und an das denken, was wir nicht vergessen haben. Sie wird gestehen müssen, daß, wenn sie allerdings unsrer Revue etwas Prestige verlieh, ihr andrerseits ihre Umgebung und der Rath guter Freunde weder geschadet haben, noch unnütz waren.“ Die Dame nahm sich den Wink zu Herzen, gab „als Klügere“ nach und — kaum ein Jahr nach dem grausamen Artikel Mazade's stand schon wieder ein Sand'scher Roman in der „Revue“! Und seither haben sich Buloz und Sand allem Anscheine nach gut vertragen.

Kritische Rundblicke.

Ein Frühling in Versen.

Hui, was ist das diesmal für ein kalter, zähneklappernder Lenz gewesen! Wer ihn malen wollte, müßte den heurigen Frühlingsgott etwa darstellen, wie er in Pelzstiefeln zu den erwartungsvollen Erdbewohnern niedersteigt, um ihnen mit frostklammen Händen ein Bündel neuer Kohlenrechnungen zu überreichen. Man wurde ordentlich melancholisch, wenn man in diesen winterlichen Lenztagen in der geheizten Stube kauerte und der Nordwind unwirsch und einlaßheischend an die wohlverschlossenen Fenster klopfte; man wurde melancholisch, wenn man ins Freie blickte und den bleigrauen wolkenschweren Herbsthimmel sah oder die armen Bäume, die in ihrem voreilig ans Licht gekrochenen Grün vor Kälte bebten wie Balldamen, die im leichten Musselinkleide auf die Straße hinausgetreten sind und den Wagen nicht finden können . . .

An solchem grauen verdrießlichen Frühlingstage kam mir just im rechten Augenblick ein neues Buch in die Hände, und wie ich darin las und weiter las, da wurde es auf einmal heller Lenz im Hause, da fühlte ich mich wie angeleuchtet von der wärmsten, segenspendenden Maiensonne, da zwitscherten mir die muntersten Vogelstimmen aus den Blättern entgegen — und wie Wipfelrauschen und Nachtigallgesang hat es mich umkost und umklungen. Dank dem Dichter, der bei dem Thermometerstand des heurigen Frühlings dies Witterungswunder zu Wege gebracht hat! Dank Paul Heyse, der uns in seinem neuen „Skizzenbuch" (Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin) einen Frühling in Versen gespendet hat, wie man ihn sich labungsreicher, lenziger, herzerfrischender gar nicht wünschen kann! Wie gern höre ich einer solchen poetischen Spende gegenüber auf, Kritiker zu sein, und werde das, was ein Kritiker so selten ist, so selten sein darf: Ein einfacher Leser, ein unbekümmerter, genußfroher, harmlos empfänglicher Leser, der sich an all dem Schönen freut, was da vor ihm ausgebreitet ist und sich auf den Tonwogen klangreicher Verse frohgemuth hin- und herschaukeln läßt. Und diese Verse fließen so leicht und eben. Es läuft kein Schweißtropfen mit unter, der die Mühe der Arbeit verräth — es ist ein klarer, lebendiger Strom von Tönen, der uns allen Harm von der Seele spült und in welchem man sich nach allem Drangsal des Tages wieder jung und gesund badet.

In der ersten Abtheilung des Buches bietet uns der Dichter „Bilder und Geschichten". Es ist eine sehr mannigfaltige Galerie von poetischen Gestalten. Schon in dem ersten Gedicht „Frühlingsbegräbniß" ist die Natur auf die anmuthigste Weise dichterisch belebt: die Elfen, die den todten Lenz begraben . . . es ist ein reizendes, stimmungsvolles Gemälde. Noch schöner ist die „Waldchronik", die eine kahle tausendjährige Eiche ihren bewipfelten Genossen zuflüstert. Sie berichtet, wie sie einst ihre Väter klagen hörte, daß die Zeit dahin sei, wo eine schlanke Dryade heimlich jeden Stamm belebte und im Wald die Mondeskönigin mit ihrer Nymphenschaar zum Bade wandelte. Die heiteren griechischen Götter wurden durch den nordischen Elfenspuk verscheucht, und es kam die Zeit, wo Erlkönig grimm vorüberjagte, die Hexen im Mondschein ihren Zauberreigen schwangen und bärtige Zwerge mit lautem Wehgeschrei das Weite suchten, wenn der Feuerdrache vorbeischnob. Aber auch diese Zeit ging vorüber und eines Tages sah die Eiche singende Männer in den lichtgewordenen Hain treten und ein Gebild von Künstlerhänden hereintragen, ein Christusbild, das die Eiche nun an ihrem

rauhen Stamme tragen mußte. Mit dem Nachtspuk der wilden Gäste war es jetzt freilich aus . . .

Aber einsam blieb die Stätte nicht,
Viele nahten, schmerzbeladen,
Und mit frohverklärtem Angesicht
Gingen sie, wie überströmt von Gnaden.

Und ein Bienenvölkchen kam von Fern,
Nistet in des Stammes Tiefen,
Lieblich war es, fühlt' im alten Kern
Ich die reine Blumensüße triefen.

Und so sah ich wechselnd fort und fort
Zeiten aufblühn und veralten.
Mark und Säfte sind mir abgedorrt,
Doch in Ehren ward mein Stamm gehalten.

Aber heut ist eine Schaar genaht,
Frech, mit ehrfurchtslosen Augen,
Und sie sprechen hört' ich: dieser Pfad
Wird zur neuen Bahn am Besten taugen.

Morgen fällen wir den alten Stamm!
Schad' ist's um die fleiß'gen Bienen!
Nicht einmal zu Schwellen für den Damm
Kann der morsche Knorren dienen.

Und sie gingen! Nur noch eine Nacht
Soll ich Greiser überleben.
Nur noch einmal in die Sternenpracht
Den entlaubten müden Wipfel heben.

Gute Nacht denn! Sei es euch nicht leid,
Daß auch ihr dem Tod verfallen.
Allen Wundern abhold ist die Zeit,
Oeder Tod beschleicht die Waldeshallen.

Rauscht noch einmal ein Fahrwohl euch zu,
Jung Geschlecht! Dann laßt uns schweigen,
Bis in Flammen wir zur ew'gen Ruh
Blüh'nde und verdorrte Wipfel neigen!

Weniger gelungen als dieses schöne Waldbild ist die Ballade: „Das Meerweib", in der zur Belebung des poetischen Bildes ein ganzes Aquarium von Tintenfischen, Delphinen, Schlangen, Korallen u. s. w. mobil gemacht wird. Diese Art von submariner Balladendichtung scheint denn doch nur für scherzhafte Wirkungen geeignet zu sein. Den ganzen Paul Heyse dagegen finden wir in dem kleinen Gedicht: „Novelle" wieder, das überaus rührend und einfach ist. Es handelt von zwei Menschen, die sich wohl von Angesicht seit Jugend auf kannten, aber nie sprachen und nie liebten. Und so nahm er denn ein Weib, das ihm die Mutter wählte — sie heirathete einen Vetter, und beide waren glücklich. Aber einst nach Jahren, zur Zeit der Fliederblüthe, da trafen sie sich wieder und sagten sich das erste Wort, und was so lange unausgesprochen und unerkannt in ihnen geschlummert hatte, erkannten sie jetzt mit tödtlichem Staunen und blickten erschrocken in einen Abgrund von Elend . . .

Darauf ging sie nach Haus mit dem eignen M a n n ,
Er führte sein W e i b , — so schieden sie dann —
Und sagten, sie würden sich glücklich schätzen,
Die werthe Bekanntschaft fortzusetzen.

Doch wie er am andern Morgen erwacht,
Was hat ihn so bitter lachen gemacht?
Und wie sie auffuhr von ihrem Kissen,
Was hat sie so heimlich weinen müssen? . . .

Sie haben sich niemals wiedergesehen,
Sie wußten sich klug aus dem Wege zu gehn.
Nur immer zur Zeit der Fliederblüthe
Wie Spätfrost schaudert's durch ihr Gemüthe.

Das ist ein ganzes Lebenbild in kleinem Rahmen, das an rührender Wirkung nur noch von der schönen Erzählung: „Das Spinett" übertroffen wird . . . Und dicht dahinter steht gleich ein schelmisches, frohes Gedicht von einem Schüler, der sich von der Ilias her in Helena verliebt hat und nun eine posthume Eifersucht gegen die Greise empfindet, die an ihrer Schönheit, wie Homer berichtet, sich geweidet haben. Das ist eine „Gymnasial-Humoreske" in Versen, für die ich alle Eckstein'schen „Besuche im Carcer" und „Schulbank-Geschichten" mit Freuden hingebe. Auf die Universität führt uns das Gedicht: „Studentenliebe". Ein Student gibt, weil er solid werden und fleißiger die Hörsäle besuchen will, seinem Mädchen den Abschied, um sie am andern Tage — auf dem Secirtisch als Leiche zu finden. Der Professor erklärt die Todesursache:

Die Arme starb, wie leider sie
Zu oft nur endigen, wir wissen's.
Die Krankheit heißt: Hypertrophie
Des Ehrgefühls und des Gewissens . . . .

Das Gemälde ist vielleicht von etwas effekthaschender Farbengrellheit, aber doch geistvoll hingezeichnet. Ein gar anmuthiges und herzbewegendes Bild bietet uns aber wieder das Gedicht: „Jan! ach armer Jan!" So ruft nämlich im Fegefeuer unablässig ein armes Seelchen, das dort für tausend lange Jahre gebannt ist, aber mit Seufzern noch die Läuterungsflammen anschürt und, wenn barmherzige Engel liebevoll zu ihm niedersteigen, immer nur das Eine ruft: „Jan! ach armer Jan!" Und als ein neugieriger Engel endlich fragt, wen sie bejammert, da erzählt das Seelchen, daß es einen geliebten Mann in namen-

losem Schmerz auf der Erde zurückgelassen habe und daß es mit Freuden noch tausend Jahre länger im Fegefeuer büßen wollte, wenn es nur auf ein kurzes Stündlein zur Erde niedersteigen dürfte, um dem Verlassenen Trost einzusprechen. Und der Engel fliegt zum Thron des Lichtes und bringt dem Seelchen die Gnadenbotschaft zurück, daß es zur Erde niedersteigen darf. Aber schon nach einer Stunde kehrt es, von Kummer entstellt, von Verzweiflung zerrüttet wieder zurück:

Engel, lieber Engel, sprach's mit Schluchzen,
Warum ward gewährt mir meine Bitte?
Warum durft' ich auf die Erde steigen?
Meinen Jan, den ich in Gram verlassen,
Singen hört' ich ihn schon aus der Ferne,
Sah durchs Fenster ihn am Tische sitzen,
Wein vor ihm im Becher und ein Mädchen
Auf dem Schooß ihm, mit entblößten Nacken —
Und er küßt sie auf die weiße Schulter —
Mehr nicht konnt' ich sehen, da mein Auge
Jäh verdunkelt ward von heißen Thränen.
Gern für ihn und mich im Fegefeuer
Will ich nun zweitausend Jahre büßen . . .
Doch der Engel: Nein, du armes Seelchen,
Folgst nun alsogleich mir in den Himmel.
Mehr in jenem Augenblick erlittst Du
Als zweitausend Jahr' im Fegefeuer;
Sollst nun kosten Paradiesesfreuden,
Drinnen auslöscht aller Welt Gedächtniß,
Wie ein Fackelbrand im tiefen Bronnen . . .

Entrollt uns so der Dichter in der ersten Abtheilung seines Skizzenbuches einen reichen farbenprächtigen Bilderteppich, so gibt er uns in der zweiten Abtheilung „Neues Leben" einen Cyclus echter Gelegenheitsgedichte, die, nach Heyse's eigenen Worten, unmittelbar vom Lebensbaume heruntergefallen sind, wie reife Kirschen von den Zweigen. Diese zweite Abtheilung des Buches ist uns fast noch lieber, als die erste. Sie hebt mit weichen Molltönen an. Noch nistet ein tiefer Kummer in der Brust des Dichters; er sitzt trauernd, ein Grab zu hüten, sein Schmerz schweift um Cypressen. Aber er findet bald, was über Tod und Schicksal tröstet:

Ueber Tod und Schicksal
Tröstet die Schönheit allein,
Lichtet die nächtlichen Klüfte,
Sonnegemiedene Grüfte
Still umgoldend wie Mondenschein.

Wenn dir Tod und Schicksal
Glück und Jugend geraubt,
Nur an der Schönheit Busen,
Nur vom Hauche der Musen
Heilt das Herz dir und hofft und glaubt . . .

Und so erwacht denn in dem getrösteten Herzen bald eine neue Liebe, die nun mit so hellem tönendem Liederjubel ihr Glück verkündet, daß man wirklich ein ganz umkrustetes, eingerostetes Herz haben müßte, wenn da nicht irgend ein seliger Schmeichelton oder ein entzücktes Liebeswort ein lachendes Echo weckte. Eine himmelklare Bräutigamslaune spannt sich über diese Gedichte aus. Das kost und schmeichelt und lacht und weint und tollt und tändelt, — in krausem Durcheinander, mit so urfrischem Ungestüm, so naiver Genuß-Freudigkeit, daß es uns fortreißt wie ein Wirbelwind. Mag nun der Dichter schildern, wie er mit der Erkorenen im Goldoni liest und jede Zeile zu verliebten Randglossen führt — oder wie sie ihn in einem reizenden Anfall von Vernünftigkeit so lange katechisirt, bis alles Fragen und Antworten in neue Küsse mündet — oder wie sie zusammen die Brautvisiten machten und sie höchst gesetzt und weise redete, während er selbst, ein übermüthiger Sausewind, so tolle Sachen schwätzte, daß sie ihn gar ernsthaft ermahnte, — immer findet Heyse anmuthige frische Worte und eine echte Flitterwochenstimmung. Und wie innige Töne der Sehnsucht sprechen aus folgenden Strophen:

Vor Tage weckte mich
Mein klopfend Herz.
Herz, und was klopfst du?
Glück oder Schmerz?

Rings säuseln die Bäume
Im kalten Thau.
Das letzte Sternlein
Erlischt im Blau.

Horch! unterm Schindeldach
Der Marder schleicht;
Ein schlafend Schwälblein
Hascht er vielleicht.

Ueber die Wehre stürzt
Der Wildbach nieder.
Schlaftrunken rührt sich
Das Mühlrad wieder.

Und dort — ein Hahnenschrei,
Und bald wird's Licht.
Tag, o wie grau ist
Dein Angesicht.

Tag, der so lieblos
Zwei Liebste trennt —
Ach, bis zum Wiedersehn
Wer schlafen könnt'! — —

Flüchtiger durchblättern wir die Abtheilung „Vermischte Gedichte", wo wir auch die poetischen Einschiebsel wiederfinden, die den

Romanen „Kinder der Welt“ und „Im Paradiese“ zum schönsten Schmucke gereichten. Die „zwölf Dichterprofile“ dagegen flößen uns kein Interesse ein. Diese Art Literaturgeschichte in Versen hat uns niemals sonderlich angezogen. Der Dichter mag von Allem in der Welt sprechen — aber nicht von den Dichtern. Die Selbstbespiegelung der Literatur in der Literatur ist eine müßige Spielerei, und schließlich sind solche Kritiken in Gleichnissen und Reimen doch nur wohltönige Oberflächlichkeiten, die kaum mit dem Aermel die Wahrheit streifen. Da boten uns die „Sprüche“ viel Erquicklicheres, wenn auch manches Paradoxe mit unterläuft. „Geht Dir ein Spruch zu scharf ins Blut, ein granum salis macht es gut.“ — Hier ist es schwer, eine charakteristische Probe anzuführen. Diese kleinen epigrammatischen Geschöpfchen wimmeln wie ein Ameisenhaufen durcheinander, da prickelt und sticht jedes einzelne. Nehmen wir aufs Gerathewohl einen Spruch aus der Mitte:

Mit Menschen bin ich tolerant,
Ob sie mich auch langweilen.
Ein schlechtes Buch fliegt an die Wand
Nach den ersten hundert Zeilen,
Dieweil es Bücher nicht verdrießt,
Wenn man sie nicht zu Ende liest.

„Wie überhuman doch sprichst Du heut!
Bücher warten, bis wir sie kaufen,
Dagegen die Menschen ungescheut
Uns täglich überlaufen,
Eine wandelnde Bibliothek von Thoren,
Voll alberner Glossen und Eselsohren“ . . .

Aus den Landschaften mit Staffage heben wir folgendes niedliche humoristische Stückchen hervor:

Dort unter den Weiden, das windschiefe Dach,
Da treibet ein Mühlrad der rauschende Bach
Mit Rasseln und Raunen und lautem Taktak:
Die Mühle mahlt braunen Brasiltabak.

Der beißet wie Pfeffer, durchbeizet die Luft.
Weit stäubt aus dem Guckloch der würzige Duft.
Die Kühe, die grasen vorbei mit Gebrumm
Und schütteln die Nasen, weiß keine warum.

Die Krähen mit Husten umkrächzen das Dach,
Es schnauben und prusten die Wellen im Bach.
Ich ging durch die Wiesen, im Schilf saß ein Elf:
Der hörte mich niesen und kichert „Gott' helf!“

Doch nun genug der Proben und Citate. Von dem reichen poetischen Festmahl, das Paul Heyse uns in seinem Skizzenbuch bietet, sind das nur ein Paar winzige Brosamen. Wer mehr wünscht, der besuche jetzt selbst den Wirth! Und das unsere Leser es nur wissen: sie zu diesem Besuch anzulocken, war der Zweck dieser Zeilen. O. Bl.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte,** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien soeben und ist in jeder Buchhandlung zu haben:

Die
Entstehung des modernen Frankreich.

Von

H. Taine.

Erster Band: Das vorrevolutionäre Frankreich.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher.

Erster Band, 29 Bogen. — Eleganteste Ausstattung. — Preis 7½ Mark.

Inhalt.

H. Taine (Biographische Skizze). — Vorwort.

Erstes Buch. **Bau der Gesellschaft.** I. Entstehung der Privilegien. — II. Die Privilegien. — III. Von den Privilegirten zu leistende lokale Dienste. — IV. Von den Privilegirten zu leistende allgemeine Dienste.

Zweites Buch. **Sitten und Charaktere.** I. Das Hofleben. — II. Das Salonleben. Dessen Annehmlichkeiten. — III. Die Schattenseiten des Salonlebens.

Drittes Buch. **Der Geist und die Doktrin.** I. Das wissenschaftliche Element des revolutionären Geistes. — II. Das klassische Element desselben. — III. Vereinigung beider Elemente. — IV. Die zukünftige Gesellschaft.

Viertes Buch. **Die Ausbreitung der Doktrin.** I. Erfolge der Doktrin in Frankreich. — II. Das französische Publikum. — III. Die Mittelklasse.

Fünftes Buch. **Das Volk.** I. Das Elend. — II. Die Steuern als Hauptursache des Elends. — III. Der geistige Zustand des Volkes. — IV. Auflösung der militärischen und socialen Organisation. — V. Resumé.

Anhang. Erste Note. — Zweite Note. — Dritte Note.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig ist erschienen:

Neues Frauen-Brevier.

Von

Amely Bölte.

Ein Band. Eleganteste Ausstattung. Preis gebunden 4½ Mark.

Inhalt:

Frauenbildung. — Wie erzieht man Mädchen? — Die Gefährtin des Mannes. — Der eigene Herd. — Die junge Frau. — Das Wirthschaftsgeld der Hausfrau. — Frauen-Industrie. — Die Kunst der Sparsamkeit. — Die Feinde des häuslichen Glückes. — Die Frau als Mutter. — Die geschiedene Frau. — Das Elternhaus. — Die Stütze der Hausfrau. — Die Pension. — Die höhere Töchterschule. — Die Tanten. — Die Erzieherin. — Die Lehrerin. — Die Vermählten. — Die Gesellschafterin. — Die Krankenpflegerin. — Die Wittwe. — Die Schönheit. — Schlußbetrachtung.

Urtheile der Presse:

„Dieses Brevier enthält einen wahren Schatz von Menschenkenntniß und meint es mit der Frauenwelt um so ehrlicher, als es sich nicht ziert, die Wahrheit offen auszusprechen. Emancipation der Frau im edelsten Sinne des Wortes wird hier angestrebt, jene Bildung des Herzens, des Geistes und des Gemüthes empfohlen, welche die Frau befähigt ihre Zwecke als Gattin und Mutter bestens zu erfüllen."

Grazer Tagespost.

„Das von Amely Bölte herausgegebene „Neue Frauen-Brevier" bedarf wohl kaum der Empfehlung. Es bespricht alle Fragen, welche an die Jungfrau, die Frau, die Gattin und Mutter herantreten, in würdiger Sprache. Diese wirkt umsomehr, als sie von einer Frau ausgesprochen wird, die, weit entfernt von falscher Sentimentalität und platter Gefühlsduselei, eine reiche Lebenserfahrung verräth."

Neue freie Presse.

„In einer Reihe geistvoll geschriebener Aufsätze legt die Verfasserin des vorliegenden Buches ihre Ansichten und Erfahrungen über die Aufgabe der Frauen nieder. In scharfer, aber wohlberechtigter Weise bespricht sie die Mängel des jetzigen Erziehungssystems und giebt wohlgemeinte Rathschläge; sie erörtert die Pflichten der Frauen in ihren verschiedenen Lebensstellungen, namentlich aber die Pflichten der Mutter gegen ihre Töchter."

Breslauer Zeitung.

„Die gerade auf diesem Gebiete erfahrene und bekannte Schriftstellerin giebt in anziehender Form Selbsterfahrenes und Selbstgedachtes. Ihre Bemerkungen über die Erziehung der jungen Mädchen, über das häusliche Leben, über das Verhalten der Frau, zeichnen sich durch ihre scharfe Beobachtung der Wirklichkeit aus. Das Buch ist eins der anregendsten und bildendsten auf dem Felde der „Frauenfrage" im höheren Sinne des Worts. Die Ausstattung ist trefflich."

Nationalzeitung.

„So heißt das Buch mit Recht ein Frauen-Brevier, denn es ist kaum eine die Frauen berührende Frage unberücksichtigt geblieben, und auch darin tragen die Aufsätze den Charakter des Breviers an sich, daß sie knapp und kurz sind, es ist nur das Bewährte und lang Gereifte in dieselben niedergelegt; obwohl durchsichtig und klar erhebt sich die Diction oft zu dichterischer Schönheit. Die Verfasserin hat die Frauen und Töchter der mittleren und höheren Stände vor Augen und deckt hier, wie sie es schon in ihren Romanen gethan, die Mängel der Frauenerziehung mild, aber ohne Schonung auf, namentlich jene Sorglosigkeit, mit der vielfach in der Erziehung die Wechselfälle des Lebens, das plötzliche Zusammenbrechen des Hausstandes außer Acht gelassen wird; von durchschlagender Wirkung ist in dieser Beziehung die Schilderung der sogen. „Stütze" der Hausfrau, die vielfach Mädchen der gebildeten Klassen als letzter Rettungsanker vor Augen steht. Das Buch bietet reiche Anregung, es wird nicht blos Fingerzeige des Richtigen geben und da und dort Veranlassung werden, von einem Vorurtheil zurückzukommen und eine neue Bahn einzuschlagen wie die Verfasserin im Vorwort die Hoffnung hegt, sondern es dürfte auch bei mancher unter den Frauen das Nachdenken wecken, „ob und wie weit sie der großen Aufgabe ihres Lebens nachkommen und nachgekommen sind, veredelnd auf ihre Umgebung und durch die Kinder auf die kommenden Geschlechter einzuwirken."

Carlsruher Zeitung.

Se. Excellenz und Präsident der Königl. Würtembergischen Centralstelle für Gewerbe und Handel, Herr von Steinbeis, empfiehlt das „Neue Frauen-Brevier" im Gewerbeblatt aus Würtemberg mit folgenden Worten:

„Neues Frauen-Brevier. Unter diesem Titel ist von Amely Bölte den Frauen und Jungfrauen Deutschlands ein Buch der Belehrung geboten, für welches wir, wie in unserer Nr. 51 von 1875 bezüglich der vortrefflichen Schrift von v. Stein ohne Anstand Reklame machen, indem wir von der Verbreitung desselben großen Nutzen erwarten.

Während v. Stein mit allgemeinen Umrissen in hinreißender Weise die Stellung bezeichnet, welche heutzutage die Frau in der Gesellschaft einzunehmen hat, giebt diese vortreffliche Schrift des Näheren eine Reihe belehrender Andeutungen über die verschiedenen Berufsarten und Berufsformen des weiblichen Geschlechtes und den dazu erforderlichen Grad der Ausbildung und der Selbstbeherrschung. Wir glauben der Verbreitung dieser höchst beachtenswerthen Schrift keinen besseren Vorschub leisten zu können als indem wir die Verfasserin selbst reden lassen, wie sie in Vorrede und Schluß sich ausspricht."

„Literaturblatt."

Unter Mitwirkung von Bruno Bucher, Karl Emil Franzos, Karl von Gebler, Karl Goedeke, Hans Grasberger, S. Heller, Karl Hillebrand, Julius Jung, Ferd. Kürnberger, F. Lauser, Leo Smolle, Herm. Sander, Rudolf Valdek, Alfred Woltmann, Eduard Zetsche, J. V. Zingerle u. a. hervorragenden Schriftstellern und Fachmännern herausgegeben

von

Anton Edlinger.

Die erste Nummer erscheint am 5. Mai.

Vorläufig wird alle 14 Tage eine elegant ausgestattete Nummer, im Umfange von 12—20 Seiten Lexicon 8°, zur Ausgabe gelangen.

Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal: 1 fl. 50 kr. österr. W. — 2½ R.-M.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die Administration des „Literaturblatt"
Wien, III., Hauptstraße 28.

In **Carl Duncker's Verlag** in **Berlin** erschien:

Psychologische Beobachtungen.

l'homme est l'animal méchant par excellence.

Preis 2 Mark.

Eine höchst interessante Schrift für Freunde pikanter Lectüre.

In **Carl Heymann's Verlag** in **Berlin**, Rechts- und Staatswissenschaftlicher Verlag, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Civil im Kriege.

Studien und heitere Skizzen zum Versuch einer Reorganisation der freiwilligen Krankenpflege im Felde und Daheim.

Von Dr. jur. **Max Bauer,** Rittergutsbesitzer,

z. Z. des Krieges: Delegirter der freiwilligen Krankenpflege bei der Maas-Armee.

13⅛ Bogen gr. 8, eleg. broschirt, Preis Mark 4.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.